

## Die Liebe geht über die Brücke

Erzählung aus der Urschweiz von Josef von Matt Stans 1901-1988  
 mit Bildern von Melchior Annen Schwyz 1868-1954  
 Nidwaldner Kalender 1952

„Im Namen Gottes, Amen“, schrieb der Ratsherr und Friedensrichter in ein neues Buch oben auf die erste Seite, feierlich, langsam und mit grossen, geschwungenen Buchstaben. Er machte einen dicken Strich darunter und zuletzt den Punkt, so kräftig und dick, dass die Feder sich spreizte und spritzte und ein grosser Tolggen das reine, weisse Papier verschmierte. Der Ratsherr sprang auf, schimpfte wie ein Marktweib und rannte mit dem Buch zur Küche hinaus. Unter der Türe aber trat ihm unversehens der Knecht in den Weg. Der Ratsherr starrte so wütend auf den Tolggen, dass er dem Knecht mit Wucht in den Bauch hinein rannte. Den brüllte er an und hiess ihn weggehen. Da aber beide auf die gleiche Seite auswichen, war ein zweiter Zusammenstoss nicht zu vermeiden. Das Buch fiel auf den Boden, die weissen Blätter in eine schwarze Schneewasserlache. Dabei schlug der Ratsherr seinen Schädel ganz tüchtig an die grünen Kacheln des Stubenofens. Unter fürchterlichen Schimpfworten hob der Friedensrichter das Buch vom Boden auf. Nur schwer konnte man unter dem Schmutz noch die halbverflossene Schrift entziffern: „Im Namen Gottes, Amen.“

Ärgerlich fragte er den Knecht: „Was willst Du eigentlich hier?“ „Ihr sollt zum Fenster hinaus schauen“, sagte der Knecht trocken und ging. Das Buch in der Hand, die Brille auf der Nase, schaute der Friedensrichter über die Brillengläser hin zu den Fenstern hinaus und sah zwei Männer auf dem Fussweg auf das Haus zukommen. Ungefähr dreissig Schritte voraus der Klafter-Melk, breitpurig, schwerfällig. Hinter ihm der Baumeister im schweren Überzieher. Der Klafter-Melk zog bei beiden Zäunen die offenen Portli hinter sich zu. Nicht nur das oberste Lattli legte er sorgfältig hin, nein er suchte auch noch die unteren zwei aus dem Schnee hervor, um dem nachfolgenden Baumeister den Weg gründlich zu versperren.

Der Knecht hatte schon recht, wenn er seinen Meister auf diese interessante Ankunft der beiden Männer aufmerksam machte. So kamen sie dann auch in die Stube, der Klafter-Melk mit einem Zorn und einem Grimm im Gesicht, als wollte er den Kachelofen samt dem Ofentürli auffressen und der Baumeister eine Minute später mit einem Kopf, rot wie ein glühender Eisenofen. Sie boten beide dem Ratsherrn die Hand, dann blieben sie stumm stehen. Der Ratsherr lud sie ein, am Tisch Platz zu nehmen. Dort lag noch das Buch mit der verschmierten Seite. „Bethli, Bethli“, rief der Friedensrichter, „komm, mach mir das sauber. Ich muss da einschreiben.“

Ein Mädchen trat auf den Ruf hin in die Stube, mit schweren Schuhen, dicken Strümpfen, in der Arbeitsschürze, mit blossen Armen, roten Backen und die braunen Haare rings um die Stirne vom Küchendampf gekruselt. Das Mädchen grüsste, nahm das Buch vom Tisch, besah das nasse, schmutzige Blatt. „Da willst Du noch draufschreiben? Das gibt ein Kunststück, Vater“, und verschwand mit dem Buch.

Die beiden Besucher setzten sich an den Tisch und starrten jeder in eine andere Ecke. Der Friedensrichter nahm auf der Bank hinter dem Tisch Platz, schaute bedächtig die beiden rot angelaufenen Köpfe an und meinte: „Also Ihr kommt wegen dem Ferienhäuschen auf der Alp, und wie ist jetzt genau der ganze Sachverhalt? Soviel ich weiss, hast Du im Sommer dem Melk das Häuschen gebaut ...“ „Nicht gebaut“, fuhr der Melk dazwischen, „nicht gebaut, zusammengepfuscht, das ist ja eine Herrgottschande, so eine Arbeit, nein, keine Arbeit, ein Lotterwerk.“ „Jä, halt Melk, pass auf“, schrie der Baumeister, „Friedensrichter, schreib das auf, das lass ich mir nicht bieten.“ Dann waren eine Zeit lang nur einzelne Wörter zu hören, weil jeder die starke Stimme des andern überschreien wollte.

Geduldig wartete der Friedensrichter in der Ecke hinter dem Tisch, spielte mit dem Federhalter und schaute dem Toben zu. Die Beiden sprachen längst nicht mehr von dem Haus auf der Alp, sie warfen sich gegenseitig schöne Namen an den Kopf, deuteten auf längst vergangene Geschichten hin, aus Vaters- und Grossvaterszeiten. Der Klafter-Melk sprang auf, schlug mit der Faust schwer auf den Tisch. Der Friedensrichter konnte das aufspringende Tintenfass gerade noch rechtzeitig erfassen und steckte den Korken darauf. – Bei einer günstigen Gelegenheit fuhr der Friedensrichter zwischen die Reden: „Wenn das so weitergeht, schlage ich vor, unsere Friedensrichter-Sitzung da draussen im Hostettli abzuhalten. Es liegt gerade so weicher Neuschnee, da könnt ihr Eure Kraft mit Schneeballen und Hosenlupf etwas austoben und dann wieder hereinkommen.“ „Nein, diese Sitzung hat überhaupt keinen Wert“, schrie der Melk, „den verdammten Pfuscher nehme ich sowieso vor Gericht, der soll

die Dreckhütte abreißen und wieder neu aufbauen, oder er soll sie heimnehmen, gibt gerade einen Hasenstall oder ein Hühnerhaus, dann baut ein anderer mein Ferienhaus.“ Der Baumeister wurde langsam ruhiger. Er zeigte mit dem Daumen auf den Schreienden und sagte: „Friedensrichter, schau Dir einmal den Melk an, kannst Du Dir vorstellen, was für ein Vergnügen das war, diesem vierschrötigen Quergrind ein Haus zu bauen.“ „Was sagst Du?“, fuhr der Melk wieder auf, „Haus, sagst Du, eine Rutschhütte, eine schiefe Lotterbude hast Du hinauf gestellt, Haus, sagst Du! Kannst ja Palast sagen, aber zu bekommst trotzdem keinen Rappen dafür.“



„Schau, dass Du mit Deinem verrufenen Schatz schnäbeln kannst.“

Bethli kam mit dem Schreibbuch zurück: „Vater, das kann man nicht mehr sauber machen, musst auf der zweiten Seite anfangen.“ Ruhig und feierlich fing nun der Friedensrichter an, auf dem nächsten sauberen Blatt zu schreiben, während die beiden Gegner unentwegt weiterstritten. Bethli legte dem zornigen Melk die Hand auf die Schulter und sagte: „Melk, ich möchte Dich bitten, nicht so laut zu lärmen. Unsere Katze hat gestern vier Junge bekommen, die können so nicht schlafen.“ Melk fuhr auf seiner Stabelle herum

und ging wie ein Muni diesen neuen Feind an: „Da hat das Weibervolk nichts hineinzureden, das wär mir noch schön. Vor dem Friedensrichter darf jeder so wüst tun wie er will, das ist gutes, altes Recht, schweizerisches Recht, verstanden, das lass ich mir nicht nehmen!“ Bethli erschrak nicht sehr. Es lachte ihm ins Gesicht und zeigte: „Schau, Melk, so klein sind die jungen Katzen, nicht viel grösser als Mäuse, mit einem einzigen Wort

kannst Du sie totblasen, wär doch schade.“ Dem Melk aber passte das Mädchenlachen nicht in den Kram, er wurde nur noch räblicher: „Schau Du, dass Du mit Deinem verrufenen Schatz schnäbeln kannst, bei mir gibts da nichts zu streicheln.“ Der Friedensrichter schaute von seinem Schreiben auf, sah, wie Bethli plötzlich ernst und langsam rot wurde und ganz still hinaus ging, dann begann er in kurzen, bestimmten Sätzen zu sprechen: „Also nun zur Sache. Der Melk behauptet, das Haus auf der Alp sei nicht gut gebaut. Du, Hannes, sagst, Du habest ihn gewarnt, das Fundament müsse stärker und tiefer gemacht werden. Der Melk war dagegen und wollte nicht mehr dafür aufwenden.“

„Das ist eine Lüge“, rief der Bauer dazwischen. „Halt, jetzt rede ich“, sagte der Friedensrichter ernst, „Du kannst nachher wieder reden. Das Haus hat sich also auf einer Seite gesenkt. Wieviel hat es sich gesenkt, haben sich im Mauerwerk Sprünge gezeigt? Was sagt Du dazu, Hannes?“ Der Baumeister rutschte näher und sagte ruhig zum Friedensrichter quer über den Tisch: „Ich weiss es nicht. Ich bin nicht mehr oben gewesen. In späten Herbst war noch alles gut. Meine Arbeit kann jeder ruhig nachprüfen und die Berechnung auch. Ich habe keine Angst vor dem Gericht. Und ich habe Zeugen, dass ich den Melk gewarnt habe, das Fundament so billig zu machen.“ „Die Zeugen werde ich Dir dann vor dem Gericht schon verhurschen, Du Pflasterschinder!“ schrie Melk und sprang auf, „das ist mein letztes Wort, mehr sag ich dann vor dem Richter“, ging zur Türe und wollte hinaus. „He, Melk“, rief ihm der Friedensrichter nach, „musst noch unterschreiben.“ „Ich unterschreibe nichts, stecken beide unter der gleichen Decke“, und schlug die Stubentüre zu. Die beiden Zurückgebliebenen schauten durch die Fenster zu, wie der Melk vom Hause fort durch den Schnee stapfte, durch die beiden Portli schritt und sie diesmal offen liess. Kleine zarte Schneeflocken tanzten in der Luft. Ein kalter, leichter Wind spielte mit ihnen.

### **Wie eine kleine Kugel einen langen Schatten wirft.**

Gross schien das Giebelhaus des Friedensrichters in dem feinen Flockenwirbel und in der reinen, weiten Schneefläche dazustehen. Die weissen Streifen auf den Klebdächli und die vielen hundert Höckerli und Pölsterli von Schnee, die auf den Spalierbäumen sassen, hoben sich wirkungsvoll von der dunkeln, sonnenverbrannten Holzwand des Hauses ab. „Giebelhaus“ sagte man ihm wohl, weil schon zu der Zeit, da ringsum im Tal nur niedere, kleine Tätschihäuschen standen, hier schon das Haus seinen hohen Giebel gegen den blauen Himmel hinauf gestreckt hatte. Viele hundert Jahre sind an diesen Holzwänden vorübergestrichen, haben ihm den Sturmwind in die Balken und Schindeln gejagt, haben ihm die Kälte und das Eis in die Spalte und Fugen getrieben, hat der Regen auf das Dach getrommelt und gegen die

Fenster gepeitscht und hat die Sonne das Holz ausgesogen und die Schindeln gebogen. Immer wieder wurde der Schaden ausgebessert, immer noch trotzdem die Wände dem Sturm und lachen die blinkenden Fenster ins Tal hinaus, immer noch überragt der hochgeschwungene Giebel weit alle Häuser ringsum. Viele Male hat man hier einen Toten hinaus getragen. Und wie oft hat in diesem Haus neues, junges Leben um ersten Mal aufgeschrien und dann Stuben und Kammern, Lauben und Küchen mit Leben und Jauchzen, Sinnen und Weinen erfüllt.

Dort drinnen im Giebelhaus war es still geworden, nachdem der Baumeister-Hannes auch fortgegangen war. Der Friedensrichter sass am Tisch und schrieb. Die Katze strich lautlos den Ofenbeinen nach. Aus der Kammer, aus der Küche kam kein Laut. Nur von einem oberen Zimmer her hörte man dann und wann ein leises Knacken im Holz. Bethli sass dort oben, schaute zum Fenster in den Flockentanz hinaus und hörte zu, wie ihm das Herz weh tat. Das böse Wort vom Melk wegen dem verrufenen Schatz war ihm tief und wie ein Stich eingedrungen. Tiefer noch und schmerzlicher die Worte des Vaters, der ihm nach der Verhandlung mit traurigem Ernst gesagt hat: „Hast Du jetzt gehört, Bethli, wie die Leute über den Andres denken und reden? Merk Dir das, was es heisst, in der Schande sein.“

Die Geschichte, die mit diesen bösen Worten berührt wurde, lag lange zurück. Sie nahm ihren Anfang zur Zeit, da Bethli noch ein kleines Mädchen war, noch nicht einmal in die Schule ging. Damals waren die Leute im Tal lange Zeit in grosser Aufregung gewesen, Angst und Wut, Verleumdung und Verdacht hatten die Gemüter monatelang in Spannung gehalten. Damals war im grossen Tal ennet den hohen Bergen und Gletschern ein Jäger von der Herbstjagd nicht zurückgekehrt. Man hatte ihn lange gesucht, Kameraden, Wildhüter, Bergführer waren in alle Schluchten und Krachen hinaufgestiegen, aber nirgends auf eine Spur gestossen. Man sprach dann von frühen Lawinen und von bösen Unwettern in den Flühen. Im Frühling erst, da das Grün langsam gegen die hohen Tossen hinaufkletterte und auch in den Gräben und Löchern das Wasser von den Schneehaufen rann, fand man seine Leiche

diesseits vom Grat hinter einem Stein in der obersten Geissweid. Äpler sahen dort Raubvögel auffliegen und immer wieder zurückkehren. Die Leiche trug eine Wunde an der Stirne wie von einer Gewehrkugel.

Die Polizei und die Richter befassten sich mit dem Toten und mit den Gerüchten, die in beiden Tälern umgingen. Sie hörten von einem Geissbub, der mit den Ziegen vom obersten Dorf den Sommer über dort hinauf gezogen war und von einer eigenartigen Geschichte, die der Bub im Herbst erzählt habe. Sie holten den Bub auf das Rathaus und nahmen ihn ins Ver-

hör. Der Geissbub stotterte und würgte und kam dann schliesslich ins Erzählen: „Am letzten Tag, da ich dort in der obersten Geisswand meine Ziegen hütete, sah ich einen Jäger mit Rucksack und Flinte von den Felsen gegen die Alp hinüber gehen. Ich sah von oben her, wie er gemächlich und gemütlich zwischen den vielen Steinhau- fen daher ging. Plötzlich hörte ich hinter ihm einen Schuss knallen. Der Jäger

sprang zur Seite und duckte sich hinter einen grossen Stein. Ich versteckte mich auch, aber so, dass ich die ganze Weid sehen konnte. Dort, wo der Schuss hergekommen war, dort lag ein anderer Jäger im Versteck. Lange Zeit blieb alles still. Dann und wann sah ich den einen oder den andern Kopf heraufkommen. Ich hatte Angst. Die Sonne wollte schon hinter den Berg. Ich hätte meine Geissen zusammentreiben und bergab gehen sollen. Aber ich wagte nicht aufzustehen. Nun sah ich, wie der Jäger im braunen Tschoppen, den ich zuerst gesehen hatte, seine Büchse auf den Stein legte und zielte. Sobald nun der andere Jäger das nächste Mal seinen Kopf zeigte, fiel ein Schuss. Der Kopf verschwand jäh. Langsam und vorsichtig stand der Schütze auf, schaute zu dem Stein hinüber,

wo der Kopf verschwunden war, schaute lange rings um sich. Dann hängte er sein Gewehr über die Schulter und ging ruhig hinab und verschwand gegen die Alp zu, ohne noch ein einziges Mal zurückzuschauen. Viel zu spät kam ich mit meinen Geissen heim. Das war mein letzter Bergtag in diesem Jahr. Und seither bin ich noch nicht ein einziges Mal dort oben gewesen.“ Der Verhörrichter frug ihn, ob er denn nicht hingegangen sei um zu schauen, ob der Mann getroffen oder tot sei. Nein, er habe Angst gehabt und sich nicht getraut, Angst vor dem Mörder, Angst vor dem

Toten, Angst vor den Bauern im Dorf, die ihn verprügeln, wenn er mit den Geissen zu spät heimkomme.

Viele Wochen später kamen zwei Polizisten auf der Strasse am Giebelhaus vorbei, schwenkten dort ab, auf den gegenüberliegenden Hang zu und verschwanden im Wald. Erst gegen Abend kehrten sie zurück. Sie hatten einen Mann bei sich, der finster zwischen ihnen einherging. Das war

der Bauer auf der Schwandweid. Schon längst hatte man ihn im Gerede den Mörder des Jägers genannt. Nun liess ihn das Gericht holen.

Den ganzen Herbst und Winter hin blieb der Schwandweid-Bauer im Gefängnis. Die Untersuchung zog sich in die Länge. Unterdessen grämte sich seine Frau in dem einsamen Haus ob dem grossen Wald, schaffte mit dem Buben und den zwei Mädchen. Sie zeigte sich wenig unter den Leuten. Die Milch nahm der Bub, der Andres, auf dem Schulweg mit, und die Lebensmittel brachten die Mädchen heim. Die drei Kinder hatten wenig gute Tage. In der Schule wurden sie gemieden und geplagt. Kurz vor der Landsgemeinde kehrte der Schwandweid-Bauer heim, mit müdem Schritt, gebeugt und mit einem grau-



Sie hatten einen Mann bei sich.

en Bart. Sie mussten ihn entlassen, weil die Beweise für seine Verurteilung nicht genügten. Nie mehr ging er auf die Jagd. Wortkarg und mürrisch, manchmal gar trübsinnig wirkte er auf seinem abgelegenen, von Wald und Felsen eingeschlossenen Heimen. Genau auf den Tag acht Jahre nach dem Mordfall wurde er während einem kurzen, späten Gewitter unter einer Wettertanne vom Blitz erschlagen.

Der Bub blieb bei der Mutter und führte das Heimwesen. Die Mädchen zogen fort in Stellen in die Stadt. So wurde Andres früh selbständig und jung schon ein einsamer und verschlossener Mann. Im Dorf hatte er wenig Kameraden. Im Militärdienst war er selten bei den fröhlichen Gelagen, denn es war hin und wieder vorgekommen, dass man ihm auch dort, mitten im lustigen Reden und Trinken, die schwere Schuld des Vaters vorhielt. Nach solchen Schmähungen kam er dann kochend vor Wut nach Hause, wollte alles verlassen und verkaufen und fortziehen in eine andere Welt. Aber die Mutter gab nicht nach. Sie sagte so bestimmt: „Ich weiss, dass Dein Vater kein Mörder gewesen ist. Wenn wir fortziehen, dann geben wir den Leuten recht. Du bist es seinem Ansehen und seiner Ehre schuldig, hier zu bleiben und ihn zu verteidigen. Andres, lass mich nicht allein. Denn mich bringst Du nicht aus diesem seinem Hause fort.“ Nach solchen Reden wurde der Bub wieder weich, strich der Mutter lieb über das bleiche Haar, würgte die Schande in seine Brust hinab und begann erst recht wieder treu und mit zähem Willen zu werken.

Während diesen Jahren hat der Andres viel an seinem Land und Wald und Haus verbessert. Der Tag ist lang, wenn man früh aufsteht, fleissig ist, immer daheim bleibt und spät Feierabend macht. Gross und stark war er geworden, braun von der Sonne und hart von der Arbeit, mit dunklen, wilden Haaren und scharfen Jägeraugen, die blitzend unter den buschigen Brauen hervorschauten. Und dumm war er auch nicht, der Andres. Er packte seine Arbeit mit Verstand an. Er liess auch ein Drahtseil von der Landstrasse in seine Schwandweid hinauf bauen. Sein Vieh galt bei den Händlern einen guten Preis. Auch das Geld wusste er ertragreich anzulegen.

Aber immer und jeden Abend, das ganze Jahr zuhause bleiben, mit seiner Mutter und der alten Magd plaudern, dem Mond zuschauen und den Wolken. Dorf und Tal und Wirtshaus nur von der Ferne betrachten, das hält kein Junger aus. Weit konnte er nicht gehen, weil er zum Hirten und Melken wieder daheim sein musste.

### **Vom frommen Beten und wüsten Reden.**

Einem alten Brauch gemäss, zogen die Bauern aus dem Tal jeden Frühling in einer Wallfahrt zu einem stillen Heiligtum am Berg, um zu beten, Gott möge ihnen in gutes Jahr und reiche Ernte geben. Seit Jahren zum erstenmal wieder ging Andres mit den Wallfahrern. Früh am Morgen schritten sie betend über die Strasse und stiegen dann den steinigen Weg hinauf. Die Sonne blieb noch lange hinter den Bergen verborgen, da sie in die kleine Kirche traten. Viel Volk kniete in den Bänken und die Männer standen im Gang fast bis zum Chor. Wuchtig und eindrucksvoll ist so ein Berggottesdienst. Wenn sich in das Brummen und Beten der Männer die hellen Stimmen der Mädchen und Frauen einfügen, wenn die kräftigen Jodelstimmen der Bergkinder sich für ein würdiges Gloria beherrschen. Wenn die Sonne durch die hohen Fenster in den Weihrauch und auf den goldblinkenden Altar hereinbricht. Wenn die Stimme des Predigers an die Herzen der Gläubigen pocht. Ein schöner Anblick ist es auch, wenn unter dem feierlichen Klang der Orgel Mann und Kind und Frau aus der Kirche auf den kleinen Platz hinaustreten, wenn zwischen den schwarzen Kleidern und Hüten die frohen Farben der Trachten aufleuchten und der Bergwind in den Haaren und mit dem Rauch aus den Pfeifen spielt. Aber nicht zu lange bleiben sie dort vor der Kirche stehen. Weit war der Weg und mühsam. Aus der nahen Wirtschaft schleicht der Duft einer kräftigen Suppe über die Köpfe hin. Der Magen knurrt, die Zunge lechzt. Die Wirtshaus-türe geht von Hand zu Hand und schliesst sich nicht mehr, bis die allerletzten eingetreten sind und auf den langen Bänken Platz genommen haben. Da springen die Mädchen mit Flaschen und Tellern und zwängen sich zwischen den krummen Rücken. Da rufen die Buben und bestellen die Frauen. – Jede Kell-

nerin sollte zehn Arme, zwanzig Hände haben und überall gleichzeitig stehen und gehen. Andres sass mitten zwischen den jungen Bauern, den Rücken zur Wand auf der langen Bank. Die Fröhlichkeit ist so gern dabei und auch gern der Übermut nach dem langen Knien. Da und dort steigt ein Witz, ein trefender Ausdruck, eine leichtsinnige, spitze Bemerkung auf und wird von einem schallenden Lachen aufgenommen. Der Klaftermelk und sein ältester Sohn sitzen am hintersten Tisch. Sie haben schon oft und oft bei der Kellnerin ihren Wein reklamiert und sitzen immer noch vor leeren Gläsern. Der junge Melk ist auch so ein Muger, wie der Alte, auch so bärbeissig und unverträglich. Er hat dem Andres schon manch spitzes Wort hinübergespickt. Aber der hat nicht besonders darauf acht gegeben. Diese Ruhe plagt den Melk. Er möchte einen kleinen Streit andrehen, möchte auf seine Art etwas Leben in die guten Gesichter hineinbringen und möchte gerne vor den Mädchen gross tun und den Starken spielen. Wieder fängt er mit dem Andres an: „Du, wie geht's eigentlich Deinen Schwestern?“ Andres gibt Auskunft, es gehe ihnen gut. Der junge Melk fragt wieder: „Sie sollen ja bei mächtig reichen Leuten sein in der Stadt, wie?“ – „Ja, sie haben gute Stellen.“ – „Und rote Lippen haben sie auch und rote, gefärbte Backen.“ Bei Andres kam so langsam auch ein Rot aus dem Kragen heraus auf seine Backen. „Du, Andres, weisst Du schon, dass man die ältere, das Resi, in einem Pelzmantel gesehen hat. Weisst Du, so aufgetackelt und nicht allein, mit einem feinen Herrn im Automobil.“ Andres bekam eben seine Suppe. Und dem jungen Melk wurde Wein eingeschenkt. Er erhob das Glas und sagte: „Prost, Andres, und ein Prost auf Deine feine Schwester und auch ein Prost auf die andere, die soll ja auch nicht viel besser sein, hat auch ein paar Herren am Bändel für den Abendspaziergang.“ Andres begann unruhig zu werden. Eingezwängt zwischen Wand und Tisch und in der Reihe der Männer und Frauen wurde ihm zu eng. Andere mischten sich ins Gespräch, wollten ablenken oder wollten noch mehr wissen. Der junge Melk sah, wie Andres mit dem Löffel zitterte und setzte wieder an: „Sag einmal, was verdient so ein Mädchen in der Stadt. Wie lange muss sie da sparen, bis es zu einem Pelzman-

tel langt? Oder kann ein so schönes Mädchen, wie Deine Schwester, die Goldstücke von der Strasse aufheben? Oder bekommen sie gar nur so wegen den schönen, wilden Augen ganze Pelzmäntel geschenkt, he?“ Andres würgte an der Fleischsuppe wie an trockenem Habermus. Er brachte aus dem Würgen kein Wort hervor. Viel lieber hätte er dem schmutzigen Spötter die Faust in den braunen Schnauz geschlagen. Aber bei der Wallfahrt konnte er doch nicht dreinschlagen und so eng eingezwängt. Er schaute wild um sich und suchte Luft. Da griff der alte Melk ein und sagte überlaut zu seinem Sohn: „Lass den Andres, Du kannst ihm da nichts Neues erzählen, das weiss doch schon lange die ganze Welt, was die beiden treiben. Aber aufpassen musst Du, die von der Schwandweid sind gefährlich, wenn man nur in die Nähe kommt und nicht einmal ein Wort sagt, hat man eine Kugel im Kopf.“ Eben wollte Andres aufspringen, da erhob sich eine helle Mädchenstimme: „Schäm Dich, alter Hetzer und Du dort auch. Kommt aus der Kirche und fängt gleich wieder mit Streiten und Verleumdungen an. Ihr seid mir schöne Wallfahrer. Wenn Gott Euch für Euer Heimen den Segen gibt, den Ihr verdient, dann habt ihr Steine im Acker statt Erdöpfel und Stahlspäne statt Gras.“ „Bravo, Bethli“, rief eine Frau, „sag's ihnen recht, die können nie Frieden halten.“ Der alte Melk fuhr wütend herum und wollte auf das Bethli lospfeffern und der Junge schrie auch dazu. Aber ihre Worte gingen im Lachen und Reden und Abwehren all der andern unter. Andres starrte auf den Tisch und auf das Rotweinglas in Melks Hand. Stumm hockte er da und wartete, bis er endlich mit den andern hinausgehen konnte.

Die Wallfahrer zogen den Berg hinab. Wie eine lange Rosenkranzschur sah man sie hintereinander auf dem Zickzackweg hinunter gehen. Andres wartete in der Kirche, bis das Trampeln und Reden aufhörte, dann ging auch er als letzter hinten nach. So, nun hatte er wieder einmal die Nase voll, nun war er wieder einmal unter den Leuten gewesen. Gedanken schwerer Rache und unmächtige Wut plagten ihn. Gebückt wie ein Alter und schwerfällig wie ein Kranker folgte er den Leuten nach.

Bethli war auch nicht gerade weit vorne. Bei jedem Kehr schaute es zurück. In seinem

Köpfchen lebten auch nicht nur fromme Gedanken. Auch es drehte und wendete alle Möglichkeiten, wie man den beiden Melken so recht zünftig eins an den Schnauz wischen könnte. Aber noch mehr plagte ihn der Gedanke, wie es dem Andres ein gutes Wort mit heimgeben könnte. Mit so einem schweren Kopf soll doch der Andres nicht in seine Schwandweid, zu seiner Mutter hinauf müssen. Und es fand eine Idee, mitten aus den Leuten heraus ganz an den Schluss zu kommen. Bethli begann immer mehr zu hinken. So stark, dass die Frauen hinter ihm mitleidig fragen. Am Waldrand schien nun der Schmerz ganz unerträglich zu werden. Bethli musste sich setzen, musste den Schuh ausziehen, Steine ausschütten, dem Strumpf die Rümpfe ausglätten. Hatte die grösste Mühe und Not, wieder in den Schuh hineinzukommen, bis schliesslich der Letzte, der Andres an ihm vorbei ging. Da sprang es auf und hüpfte neben ihm her, ganz ohne Schmerzen und Gebrechen. „Andres, hast Du gesehen, wie viel Leute dich verteidigt haben? Ich sage Dir, wenn nicht Wallfahrt gewesen wäre, dann hätten die Mannen den jungen und den alten Melk zu einem einzigen Hackbraten hergerichtet. Ich habe gesehen, was die Leute für eine Wut haben auf die zwei. Ich muss ja nur mich selber anschauen. Ich habe ja auch einen Zorn, ich könnte den Beiden die Schnäuze aus dem Gesicht reissen und sie mit Pfeffer einreiben.“ Andres hörte schweigend zu. Dieses liebe und mitleidige Geplauder war ihm wie Balsam auf die grosse Wunde. Aber er sagte nur: „Und ein andermal sind die andern wieder gegen mich. Ich darf einfach nirgends dabei sein. Jetzt sieht man mich wieder lange nicht mehr.“ „Ach, lass doch die Leute reden, schau doch über sie weg“, sagte Bethli, „in bösen Reden ist gar viel Neid und Missgunst und Scheinheiligkeit, das sind doch gewiss nicht rühmliche Tugenden.“ Andres blieb stehen und sagte: „Weisst Du, Bethli, das Zuhören, das Herhalten und auf die Zähne beißen ist noch nicht das Schlimmste. Das Grausigste sind die langen Tage nachher, dort oben im Haus im Stall, auf der Weid. Der Mutter kann ich doch davon nichts sagen. Das alles so während Wochen und Wochen in mir drin verwerken und verwürgen, das ist böse, Tag und Nacht!“ Bethli wusste nicht viel darauf zu erwidern.

Stumm ging es neben ihm her und wo der Weg zu schmal war, voraus. – Viel später nahm es das Gespräch wieder auf und sagte schlicht: „Weisst Du was, Andres, klag Dein Leid dem lieben Gott, er kann es zu Deinem Glück und Überglück wenden. Halte Dich an ihn. Ich weiss, wie lieb er ist und wie gut.“ Es sprang auf die Seite in ein kaum sichtbares Weglein hinein und rief zurück: „Behüt Dich der liebe Gott, Andres, und auf Wiedersehen! Ich kürze hier ab und bin bald daheim.“ Im Nu war das Mädchen zwischen den Bäumen und Stauden verschwunden. Andres blieb lange stehen schaute sinnend auf den schmalen Weg, ohne sich zu bewegen, als ob er mit dem Stillsein das entschwundene Bild nochmals zurückzaubern könnte. Dann nahm er wieder, um so viel leichter den steinigen Weg unter seine schweren Schuhe. Mit bedächtigen Schritten stieg er bergab. Blieb aber weit hinter den Leuten zurück. Er wollte mit niemandem reden.

### **Es glitzert von Gold zwischen den Erdöpfel-Rinden.**

Anderntags fuhr Andres schon am frühen Vormittag mit dem Drahtseil ins Tal. Er ging mit gewichtigen Schritten, ohne links und rechts zu schauen und zu grüssen, die Landstrasse hinab, bog rechter Hand in den Fussweg ein und trat auf das schöne Giebelhaus zu. Mit einem kräftigen Stoss drückte er die Haustüre auf und ging ungesehen in die Küche hinein.

Dort sah er das Bethli am Tisch sitzen und Erdöpfel rüsten. „Guten Tag, Bethli“, erschreckte er das Mädchen, legte ihm ein in Zeitungspapier eingewickeltes, schmales Ding zwischen die Schüssel und das Häufchen Rinde. „Schau das an, ob das Dir gefällt.“ Die Worte kamen so bestimmt, so gebieterisch, dass Bethli nur schnell die Hände abwischen und dann zaghaft das Papier öffnen konnte. Ei, was war denn da drin? Was blitzte da von Gold und Silber, was glänzte da in tiefen, schönen Farben? Bethli staunte in das Zeitungspapier hinein, das in seiner Hand leise zitterte. Da fielen mit weicher, wohlthuender Stimme die Worte des Andres dazu hinein: „Das bring ich Dir zum Dank, weil Du gestern so gut mit mir gewesen bist. Es ist die Jungfernhaarnadel meiner Mutter und die ihrer Mutter auch. Ich hab sie von

ihr bekommen für Dich.“ Bethli konnte nicht gleich sprechen, es schaute gebannt auf das zierliche Goldfiligran und auf das leuchtende Email. „Nein, Andres, das kann ich nicht von Dir annehmen.“ Aber seine Stimme hob wieder an: „Ich bitte Dich, nimm sie und trag sie zu Deiner Tracht.“ Dann wendete er sich ab und ging. Bethli mit seinen nassen, schmutzigen Händen hielt die zierliche Haarnadel vor seine Augen, wusste nicht, wie ihm so eigen wurde. Erst da die Türe zuschlug, merkte es, dass er fortgegangen war. Nun sprang es auf und wollte ihm nach. Da hörte es unten die Haustüre gehen, trat schnell ans Fenster und rief: „Andres, Andres, Dank Dir, und Dank auch der Mutter!“ Weil aber Bethlis Brüder und der Vater auf das Haus zukamen, schaute er nicht mehr zurück. Er ging mit festen Schritten gelassen und ruhig davon, die Strasse hinauf und verschwand im Schatten und dann im Wald.

Die Liebe ist ein eigen Ding. Sie kommt ungerufen. Sie gehorcht nicht gerne, nicht dem Verstand, nicht Vater und Mutter. Die Liebe zieht ein in ein Menschenherz ohne Lärm, ohne Laut und ohne zu fragen. Sie schafft sich Raum in der Brust, als ob sie die Rippen sprengen wollte. Sie erfüllt das Herz mit Glück und Weh und teilt von beidem aus, freigebig, ohne zu messen.

Bethli sah den Andres lange nicht mehr. Aber es nahm die Schüssel mit dem Gemüse zum Rüsten in die Stube, wo es vom Tisch aus zur Schwandweid hinauf sehen konnte. Es sass dort auch im Herbst, um den Holzschlag zu hören aus dem Wald des Andres. Das Friedensrichters Bethli, ein Mädchen, das an der Älplerkilbi keinen Tanz auslassen durfte, weil so viele mit ihm tanzen, so viele mit ihm reden wollten, hielt die ganze Tanz-

Nacht Auslug nach einem wilden Bergbub, der nicht kam.

Die Liebe fragt nicht nach Vermögen und Ansehen, fürchtet sich nicht vor Feinden und bösen Zeiten. So still wie sie ist im Herzen und so tief verborgen. Die Menschen haben eine Witterung, sie zu finden, sie aufzustöbern und ans Licht und ins Gerede zu zerren. So kam es auch, dass der Klafter-Melk im Winter bei der Friedensrichter-Sitzung das böse Wort vom verrufenen Schatz dem Bethli ins Gesicht schleudern konnte.

### Wie zwei Schneehasen aufgestöbert werden.

Der Baumeister-Hannes und sein Sohn stapften das Tobel hinauf durch den Schnee. Der Vater voraus, mühsam und schweigend. Wenn sie erst einmal aus dem Krachen heraus und auf die weite Alp kommen, dann wird es leichter, dort hat die Sonne den Schnee schon weit hinauf vertrieben. Und ein blauer Himmel wölbt sich dort über der glitzernden Luft. Ein Morgenwind streicht vom Grat her. Toni möchte gleich vorwärts stürmen. Viel zu langsam geht ihm der Vater. Aber

auch so kommen sie mit jedem Schritt ihrem Ziel näher. Sie gehen über weite Schneefelder, über braunen und schon grünenden Alpboden zum neugebauten Ferienhäuschen des Klafter-Melk hinauf. Sie wollen prüfen und nachmessen, was für Schaden sich am Mauerwerk zeigt. Prächtig steht das Häuschen da, am sanft ansteigenden Sonnenhang. Der Vater denkt: „Hätte ich dieses Stück Welt nur meiner Lebtag nie gesehen.“ Der Sohn denkt: „Hätte doch der Vater das Häuschen für uns gebaut.“ Alle Fensterläden sind ge-



„Nein, Andres, das kann ich nicht von Dir annehmen.“



geschlossen. Der braune Anstrich glänzt im Sonnenlicht. Vom Schattendach tropft der Schnee.

Der Vater öffnet und geht voraus hinein. Schon im Gang schnuppert er in die Luft und sagt leise: „Da hat vor kurzem jemand geraucht.“ Sie horchen und steigen in die Kammer hinauf. Die Türe ist nicht verschlossen. Durch die Ritzen in den Fensterladen dringt etwas Licht. Schön warm ist es hier. Was liegt denn da im Bett? Der Hannes greift in das Schwarze hinein. Haare, ein ganzer Wusch Haare, ein Kopf, noch ein zweiter Kopf eng beieinander. – Toni sperrt die Fensterläden auf. Welch köstlicher Anblick! Zwei Mädchenköpfe schauen unter der Decke hervor, eingebettet in eine Flut von dunklen Haaren. Und nun haben sich die Köpfe, zwei verschlafene, staunende, ängstliche Mädchengesichter blinzeln in das helle Licht. Und wie sie die beiden Männer wirklich gewahr werden, husch, ist der eine Mädchenkopf wieder unter der Decke verschwunden.

Der Hannes gerät in Wut. Der Richter hat entschieden, dass bis zur Beendigung des Streitfalles niemand das Häuschen bewohnen darf, dass nichts daran verändert werden darf. Und nun hat der Melk das Häuschen doch vermietet, der alte Gauner. Aber Hannes, Du hast falschen Verdacht! Das sind zwei nette Einbrecherli. Unter Stottern und Zögern und Herzklopfen gestehen sie es. Die eine hat beim Skifahren den Fuss verknackst. Sie sind am späten Abend erst Schritt für Schritt mühsam hierher gekommen, haben gefroren und geheult, haben endlich mit den Skistöcken einen Laden aufbrechen können, haben die Scheibe eingeschlagen und sind hereingebrochen. Sie haben geheizt wie Höhlenhunde und trotzdem in den nassen Kleidern unter der Decke gefroren. Und nun sie endlich die Kälte, den Hunger und den Schmerz verschlafen haben, kommen die bösen Männer und jagen sie auf.

Toni findet die ganze Geschichte, das Geständnis, die arg zerzausten Haare und die herzigen Gesichtlein entzückend. Der Vater aber reisst ihnen brutal die Decke weg und sagt barsch: „Heraus aus dem Nest!“ „Auw!“ schreit die ältere der beiden Schwestern, beisst in die Lippen und schaut auf den dicken Verband an ihrem Fuss, der aus

Strümpfen und Nastüchlein und einer Skijacke besteht. „Auw!“ schreit sie nochmals und versucht den Fuss zu heben. Toni springt hilfsbereit herbei. Aber der Vater meint trocken: „Nur nicht zimperlich sein. Wenn sie einbrechen können, dann können sie auch laufen. Komm, Toni!“ Er geht in den Keller voraus, er will jetzt die Mauer untersuchen. Noch einmal: „Komm, Toni!“ Der Sohn ist nicht so schnell nachgekommen, er hat sich noch einmal zu den Mädchen umgewendet, hat ihnen mit dem Finger einen Wink gegeben und etwas zugeflüstert und kommt erst auf den dritten Ruf des Vaters.

Während sie unten im Keller rumoren, in der Stube, in der Küche, um das ganze Haus herum messen und prüfen, suchen die beiden Schwestern sich in irgendwie in die neue Lage zu finden. Hanneli mit ihrem schmerzenden Fuss sagt: „Vera, such mir im Rucksack den Kamm.“ Dann setzt sie sich auf und bringt zuerst etwas Ordnung in ihr Gefieder. Dann versucht sie aufzustehen, verbeisst den fürchterlich starken Schmerz, humpelt bis zum Fenster und bleibt dort auf der Truhe sitzen. „Vera, in meinem Knöchel ist die Hölle ausgebrochen, da feuert's als ob ein Maschinengewehr hindurchschiessen würde. Bitte, serviere mir das Frühstück ins Bett.“ Vera sucht im Rucksack und lacht: „Frühstück, Du, der Ausdruck imponiert mir. Wir haben noch ein kleines Stück Schokolade, Sonnenbrandcrème und Skiwachs. Willst Du die Schokolade voraus oder als Dessert?“ „Nein, in diesem speziellen Falle gib mir den Spiegel und warmes Wasser.“ Vera fischt ein Spiegelchen von der Grösse einer Zündholzschachtel aus dem Rucksack und sagt: „Dass Du auch immer so ausgefallene Wünsche hast, warmes Wasser, Wasser gibt's überhaupt nicht hier. Die Wasserleitung ist abgestellt oder eingefroren, aber Schnee kannst Du haben, reinen, weissen Schnee.“ Sie holt in ihrer Skijacke Schnee, wird dort vom Baumeister tüchtig angefahren: „Und nun, wird's bald, jetzt mal heraus aus dem Haus, vorwärts!“ Vera macht einen netten Knicks und sagt: „Nur noch einen klein winzigen Augenblick, gestrenger Herr, wir sind bald reisefertig.“ Kommt herein, legt dem Hanneli den Schnee in den Schoss und lacht: „Hast Du gehört, was der alte Rotkopf geflüstert

hat? Ich habe gesagt, wir sind in einer Sekunde bereit zum Auszug aus Ägypten.“

Eine Sekunde, das ist ja zum Lachen, eine Stunde genügt nicht, wenn sich zwei Mädchen damit befassen, Toilette zu machen. Die beiden Männer sind mit ihrer Arbeit fertig, sie packen Metermass und Wasserwaage in den Rucksack, kommen in die Kammer hinauf und finden das Hanneli auf dem Bett und die Vera auf den Knien, voll Eifer im Rucksack suchend. „So, jetzt ist aber der Zapfen ab“, sagt der Baumeister energisch, „was suchst Du da noch lange in dem Rucksack?“ Vera schaut auf: „Das Geld suche ich, um die Scheibe zu bezahlen und Brot suche ich. Ich habe gemeint, es sei noch ein Weggli da.“ Toni will gleich sagen: „Brot kannst von mir haben und Speck“, aber der Vater lässt nicht locker: „Jetzt ist Schluss, jetzt wird ausgeräumt. Die da kann vor dem Haus an die Sonne sitzen und Du kannst zur Alpwirtschaft gehen und dort telefonieren.“ Hanneli merkt, dass nun endgültig der letzte Termin angebrochen ist. Ächzend erhebt es sich, humpelt auf einem Bein zur Türe und die Stiege hinab und der Mauer nach auf einen Stein in der Sonne. Vera packt die kleinen Habseligkeiten zusammen, steht auf, wirft mit einem Schwung die Haare aus der Stirne und sagt: „Wir danken immerhin recht schön für den Unterschlupf, und für die Wärme, Herr Besitzer.“ „Dummes Zeug, bin nicht der Besitzer“, brummte der Baumeister, „so jetzt Schluss mit dem Theater.“ Er schliesst die Haustüre ab, schaut allen Wänden nach hinauf und geht ohne einen Gruss davon. Toni zögernd hinter ihm nach. Sobald sie ein gutes Stück weit weg sind und das Häuschen nicht mehr sehen, sagt Toni: Du, Vater, hast Du den Fensterladen zugemacht? Ich geh noch schnell nachschauen, gib mir den Schlüssel.“ Mit schnellen Schritten geht er zurück und um das Häuschen herum, gibt dem Hanneli den Schlüssel und sagt: „Geht nur wieder hinein, Brot und Speck habe ich Euch in der Küche gelassen, wartet auf mich, ich komme Euch holen.“ „Ei, ei“, lacht Vera, „so ein böser Vater und so ein netter Sohn, danke viel Mal, merci Monsieur!“ und schon trabt der Toni wieder dem Vater nach.

Sie wollten noch zu einer Hütte hinauf, die im Frühling umgebaut werden sollte. Der Vater schimpfte über das freche Weibervolk

und noch mehr schimpfte er, da er entdeckte, dass sein Weibervolk zuhause ihnen nur ein so kleines Stückchen Speck und Brot eingepackt habe. Toni beeilte sich sehr, bald nach Hause zu kommen, er habe Hunger. Er brachte es auch tatsächlich zustande, dass sie schon am frühen Nachmittag zutal schritten. Ärgerlich war es nur, dass der Vater bei jedem Bauernhaus stehen blieb und mit den Leuten zu reden hatte. Er wurde immer mehr gut gelaunt. Er freute sich, dass das Mauerwerk am Ferienhäuschen den ganzen Winter über gut standgehalten und sich nicht verändert hatte.

### **Mit dem Unfallschlitten in die Nacht hinaus.**

Schwitzend und schnaufend kam Toni beim Zunachten mit dem Unfallschlitten zum Ferienhäuschen hinauf. Trotz allem Stürmen und Drängen war er nicht früher zuhause weggekommen. Dann hatte er noch einen Freund bestellt, der mit dem Auto so weit wie möglich die Fahrstrasse hinauf kommen sollte. Und jetzt, da er hier ankam, wusste er nicht, ob die Mädchen noch da waren, denn nirgends sah er Licht. Er wurde auch erst jetzt gewahr, dass er vergessen hatte, eine Laterne mitzunehmen.

Das Haus war verschlossen. Toni klopfte. Niemand gab Bescheid. Er rüttelte an der Türe, schlug mit einer Haglatte an die Fensterläden. Endlich wurde im oberen Stock der Laden ein schmaler Spalt weit aufgemacht und eine zarte Stimme fragte: „Wer ist da?“ „Ja Herrschaft Sakrament, ich bin der Toni. Macht doch kein Theater, ich komme Euch holen.“ Und wieder frug die Stimme: „Wer sind Sie? Wissen Sie, wir möchten nicht ein zweites Mal überfallen und herausgeschmissen werden“, dann flog der Laden auf und die beiden Mädchenköpfe neigten sich lachend aus dem Fenster.

Dann öffnete Vera die Haustüre und führte ihn in die Stube. Dort stand in Blechtassen ein dünner Tee auf dem Tisch: „Bitte schön, einen Trunk zum Willkomm in unserem Haus. Bester Alpenkräutertee. Die Kräuter sind zwar noch winzig klein. Ich hätte sie mit einem Vergrößerungsglas suchen müssen, wenn ich eins gehabt hätte, aber das Schneewasser ist doch gelb geworden davon und der Tee schmeckt würzig und hochalpin.“ Unter-

dessen humpelte Hanneli die Stiege hinab und begrüßte den Toni: „Das ist aber wirklich lieb von Ihnen, uns nicht zu vergessen und den ganzen, weiten Weg nochmals heraufzukommen, sehr lieb. Wir wären hier verhungert und ganz und gar umgekommen.“

Toni wurde vor soviel Höflichkeit nicht wenig gerührt. Er genoss die komische Situation, so plötzlich als Lebensretter mit zwei schönen, erwachsenen Töchtern allein in einem Häuschen zusammen zu sein. Sie gefielen ihm beide ausnehmend gut, wenn schon die Beleuchtung nicht gerade festlich war. Das schwache Flämmchen der einzigen Kerze flackerte jämmerlich. Es erinnerte ihn an die Dunkelheit, die draussen hereinbrach. „Wann wollt ihr eigentlich heim?“ fragte er. Hanneli meinte: „Wenn möglich zum Nachtessen, der Speck ist verschwunden und das Brot ist zernagt, übrigens noch einmal besten Dank, war prima! Bitte, nehmen Sie doch Platz!“ Toni musste lachen, versuchte aber ernst zu sagen: „Also bitte kein Theater. Erstens bin ich kein Sie, sondern der Toni, und zweitens müssen wir heraus, es wird Nacht und kalt.“ Aber da kam ihm in den Sinn, dass er noch ein Stück Speck eingepackt hatte, und dass man den viel gemütlicher in der warmen Stube essen könnte. „Und hier habe ich noch etwas zum Einreiben mitgebracht.“ Er zog den Pfropfen aus der kleinen Flasche und goss in jedes Tassli einen zünftigen Schluck Schnaps.

Der Kerzenstummel wurde immer kleiner. Eine traute Stimmung herzlicher Gemütlichkeit kam auf. Toni vergass sogar den Freund, der unten an der Landstrasse mit dem Auto wartete. Toni holte aus dem Rucksack Verbandzeug und band den stark geschwellenen, schmerzenden Fuss kunstgerecht ein. Und endlich waren sie reisefertig und traten in die pechschwarze Nacht hinaus. Den kleinen Rest der Kerze nahmen sie mit.

Das war eine Fuhr mit dem Schlitten! Auf dem aeren Boden stiess er oft unvermutet an einen Stein, und Hanneli schrie laut auf. Auf dem Schnee konnte sie überhaupt nicht sehen, ob es aufwärts oder abwärts gehe, plötzlich fuhr der Schlitten mit dem Toni los. Einmal fiel er in ein Joch. Einmal stürzte der Toni, und der Schlitten riss ihn ein gutes Stück weit mit. Das hätte bösen enden können, wenn der Toni den Schlitten hätte fahren las-

sen. Schliesslich landeten sie in einem Graben. Mit dem Kerzenlichtlein, das im Wind gar elend flackerte, mussten sie den Weg oder einen Ausweg suchen. Da hörten sie ein Rufen, sahen ein Licht aufblicken. Es war der Freund, der sie so weit hinauf suchen kam. Nun ging es besser, weil zwei Männer den Schlitten ziehen und halten konnten.

Toni hob das Hanneli behutsam in das Auto hinein. Es schloss so zutraulich seine Arme um seinen Nacken und flüsterte dabei: „Herzlichen Dank Dir, Toni, ich will dir's einmal vergelten.“

Sie fuhren zutal, lachten und plauderten und Hanneli sang ein französisches Lied. Sie kamen ins Dorf. Vera sass vorne und gab dem Freund die Richtung an. Sie fuhren über die Wildbachbrücke in jenen Dorfteil, der erst in den letzten Jahren gebaut worden war, fuhren bei vielen kleinen Häuschen vorbei und hielten in der Mitte einer neuen Strasse. „Was hier wohnst Du?“ fragte der Toni, „so nahe bei uns, und ich habe Dich nicht einmal gekannt?“ Aber sie konnten nicht weiterreden. Die Mutter kam heraus, schlug die Hände über den Kopf zusammen, jammerte und schoss um den Wagen herum. Auch der Vater kam, sprach französisch und deutsch und wusste nicht, sollte er schimpfen oder rühmen. Er nahm das Hanneli in die Arme, gab ihm einen Kuss und trug es ins Haus hinein. Toni staunte nur und dachte: „Haha, so macht man das!“ Die beiden Freunde verabschiedeten sich von Vera und fuhren heim.

Der Freund fragte den Toni: „Was, Du kennst die beiden nicht. Das sind flotte Leute. Der Vater ist Werkmeister in der Fabrik, kommt aus dem Welschland, vom Jura, ist erst im letzten Jahr zugezogen, ein tüchtiger Mann.“

### **Wie sich das goldene Ringlein dreht.**

Die neue Zeit war viel zu schnell über das Dorf gekommen. Da wo sich früher alle Leute kannten, über jede Krankheit, über jedes Missgeschick Bescheid wussten, jeden Erfolg diskutierten, bestaunten oder belächelten, wurden innert wenigen Jahren viele neue Häuser gebaut. Fabriken kamen in die Nähe. Die Arbeiter und Angestellten suchten Raum für ihre Wohnungen. Ennet dem Bach, kaum zweihundert Meter vom Dorfkern entfernt,

entstand sozusagen ein neues Dorf von kleinen und grossen Wohnhäusern. Nicht so eng ineinander gekuschelt. In einer lockeren, offenen Bauweise mit Gärten. Fremde Leute zogen in diese Häuser ein, die dort unter sich ihr eigenes Leben führten. Sie kamen wohl ins alte Dorf zum Einkaufen, kamen in die Kirche und zu den Gemeindeversammlungen. Aber eine enge Verbindung entstand nicht. Bei den Schützenfesten kam es vor, dass die Schützen vom alten Dorf mit den Neuzugezogenen rivalisierten. Gross war der Ärger, wenn ein „Fremder“ den ersten Kranz holte, oder die Gruppe aus dem neuen Dorf bessere Resultate aufweisen konnte. Wohl rühmten die Geschäftsleute die Frauen, die von ennet dem Bach einkaufen kamen, wohl schätzten die Handwerker die Arbeiten sehr, die sie dort ausführen konnten. Aber die Neuen und die Alten blieben sich doch fremd. Auch zogen ennet dem Bach die Bewohner eines Hauses fort und wurden durch neue ersetzt, ohne dass man im Dorf davon viel erfahren konnte.

Toni hatte dort im Auftrag der Fabrik oder von Baugenossenschaften grosse Arbeiten ausgeführt, ohne dass er wusste, wer in diesen Häusern wohnen würde. Just das Haus, in dem der Werkmeister, Hannelis und Vera's Vater wohnte, hatte auch der Baumeister Hannes gebaut. Toni fand also den Weg und das Haus ohne jede Mühe an jenem Tag, da er einen Krankenbesuch machen wollte.

Er schaute zuerst zu den Blumenstöcken an den Fenstern hinauf, äugte über den Garten in die Gemüse- und Blumenbeete hinein, trat dann zur Haustür und läutete. Die Mutter kam und fragte nach seinen Wünschen. Toni sagte, er wolle sich nach dem Hanneli erkundigen und wie es ihm gehe. Im Gespräch kam er langsam in den Gang und in die Stube hinein. Dort sass Vera und begrüßte ihn stürmisch als ihren Lebensretter. Vera nahm dann die Sache in die Hand, huschte schnell in die Mädchenkammer hinauf, ordnete und richtete das Zimmer her, so dass der Lebensretter von dem Patienten auch würdig empfangen werden konnte.

Nun sass Toni da auf einem Stuhl neben dem Bett, schaute auf die Bücher, die auf dem Nachttisch lagen, sah die zwei grossen Heiligenbilder an der Wand, getraute sich nicht recht, seine schweren Nagelschuhe auf

dem bunten Teppich stehen zu lassen und wusste nicht was reden.

Eh nun, sie sprachen über den Fuss, den Gipsverband, die Verstauchung und den Knochensplitter, den der Arzt im Röntgenbild gesehen hatte. Hanneli fand es köstlich, einige Tage nett auszuruhen und zu lesen. Die Schmerzen seien nicht schlimm. Dann stockte wieder das Gespräch. Hanneli frug, wem es die Scheibe und den vermorxten Fensterladen bezahlen müsse. Toni erzählte ihm die ganze Geschichte von dem Prozess. Hanneli war entzückt und meinte: „Das ist prima, jetzt bete ich jeden Tag, dass Ihr den Prozess verliert, dann muss Dein Vater das Häuschen übernehmen, wir mieten es für die nächsten Ferien und dann lade ich Dich ein, Dich, den Lebensretter, zu einem grossen Fest.“ „Kannst Dich auch beim Klafter-Melk dort einmieten, wenn wir den Prozess gewinnen. Und das Fest, ich meine, man weiss nie, wie lange so ein Prozess dauert, das Fest hätte ich gerne früher.“ Toni betrachtete das schmale, bleiche Händchen, das auf der Woldecke lag und den feinen Goldreif am Finger. Hanneli schaute aus seinen halboffenen Lidern auf das nachdenkliche, frische Gesicht, auf dem so viel Ehrlichkeit und gerader Sinn zum Ausdruck kam. Das Schweigen wollte nicht enden. „Hat der Ring einen Stein auf der andern Seite?“, frug Toni. Hanneli drehte mit dem Daumen daran, bis der rote Rubin zum Vorschein kam und aufblitzte

„Bist Du müde“, fragte Toni, „hast Du Schmerzen?“ „Nein, aber ich denke gerade nach. Wenn ich denke, dann kann ich nicht reden. Ich denke eben, dass Du ein lieber Kerl bist, Toni, das ist lieb von Dir, dass Du mich besuchen kommst.“ Und er, nach langem Zögern: „Ein lieber Kerl, hm, das ist gut gesagt, das möchte ich schon sein.“ Er stützte die Ellbogen auf seine Knie und irgendwie brachte er es zustande, die zarte Hand zwischen seine groben Finger zu bekommen. Er spielte mit dem Ring und den feinen Gelenken und meinte: „Du, für das Fest, ich meine nur so, da brauchst Du dann nicht sehr viele Leute einzuladen, zwei oder allerhöchstens drei genügen vollauf für ein grosses Fest.“ „Also was für drei meinst Du?“ Toni begann aufzuzählen: „Du und ich“, dann stockte er. „Und weiter“, fragte Hanneli mit schelmi-

schem Lächeln. „Nichts weiter, zwei, habe ich gesagt, genügen.“ Ob der Herr gerne ein Glas Wein trinken möchte, kam die Mutter fragen. Nein, er danke vielmals und er müsse jetzt wieder fort und an die Arbeit. Der Traum war verflogen, die feinen Fäden zerrissen, aber beim Zurückschauen konnte Toni doch noch einen feurigen Blick aus den dunkeln, schönen Augen erhaschen.

### **Wie der Spuk die Magd vertreibt.**

In die Wirtschaft zum Ochsen trat am frühen Vormittag eine dicke, schwerfällige Frau, setzte sich seufzend an den Tisch und verlangte einen Schnaps. „Einen starken Schnaps muss ich haben“, sagte sie zur Wirtin, „mir kommt es auf's Herz.“ Und dann begann sie zu erzählen: „Ich hab's nicht mehr ausgehalten. Mitten in der Nacht bin ich fort. Was hab ich für eine Angst ausgestanden! Meinen Koffer müssen sie mir nachsenden. Jetzt bin ich seit dem Winter auf der Schwandweid im Dienst, sind ja nette Leute, die Mutter und der Andres. Aber ich werde noch verrückt. Ich habe alles dort gelassen. Ich habe mich im Wald versteckt, bis es hell geworden ist. Ich habe mich genau geachtet. Es spukt in dem Haus. Immer am gleichen Tag des Monats ist der Teufel los. Da krachts in den Balken, es poltert auf der Diele. Ich höre schwere Schritte die Stiege hinauf und hinunter. Und die grosse Türe im Estrich, wo man das Holz aufziehen kann, die Türe auf die Wetterseite. Ich habe selbst gesehen, dass sie verriegelt ist. Die kann man ja gar nicht aufmachen, der Riegel ist ganz rostig und wird nie gebraucht. Diese Türe hat zweimal auf und zugeschlagen. Und jetzt wette ich, der Riegel ist wieder zu und sind noch Spinnewebe darüber. Gebt mir noch einen Schnaps. So etwas hab ich doch meiner Tags des Lebens noch nie ausgestanden. Und wie ein Höllengestank kam es zum Fenster herein, von Pech und Schwefel. Die Türe in meinem Zimmer hat gezittert und geklappert und war doch im Schloss. Im Kamin hat der Wind geheut, wie wenn Menschen stöhnen. Und die Mäuse, die haben lange vorher schon über alle Böden und Balken gejagt. Ich bin gewiss nicht leicht zu erschrecken. Oh je, was habe ich schon alles durchgemacht! Bin in Uri gewesen, wo der Wind die Dächer und die Bettdecken mitnimmt und Plattensteine

durch die Luft fliegen. Aber so etwas, wie da oben in der Schwandweid, das kann ein ehrlicher Christenmensch nicht überleben, das geht ans Mark, das nimmt mir den Lebensatem. Denen schicke ich die Adresse. Die sollen mir den Lohn nachsenden und den Koffer. Kein Mensch, keine zehn Rosse bringen mich noch einmal, noch ein einziges Mal dort hinauf.“

Die Angst und das Entsetzen drang ihr aus allen Poren. In ihrem Gesicht zuckten die Nerven, sie zitterte am ganzen, grossen Leib. Die Wirtin suchte sie zu beruhigen und gleichzeitig noch mehr zu erfahren. Sie sagte, dass man auch schon etwas so Ähnliches von dort gehört habe. Aber in den letzten Jahren sei es doch nicht mehr vorgekommen.

Des Baumeisters Toni kam in die Wirtschaft und fragte nach Werkzeugen, die seine Arbeiter hier eingestellt hätten. Die Magd von der Schwandweid trat auf ihn zu, fragte ihn, ob er auch schon etwas vom Spuk dort oben gehört habe. Sie nötigte ihn Platz zu nehmen und erzählte ihm alles noch einmal. Toni lachte: „Kindermärchen, gute Frau, dort oben habe ich den Güllenkasten gemacht und das Drahtseil versetzt. Phantasie und Erfindung, von Spuk keine Spur. Der Andres ist mein guter Freund und Dienstkamerad. Hat nie ein Wort gesagt. Das müsste ich doch wissen. Ich bin mit dem Andres wochenlang in der Nacht auf Wache gestanden, da erzählt man alles, auch das Versteckteste. Gute Frau, da oben ist der Spuk, da in Euerem Gehirnkasten und da in den Gläschen drin. Und überhaupt, heute ist der Spuk abgeschafft, elektrifiziert, motorisiert, atomisiert, aus, fertig, vorbei!“ Die Frau stützte beide Hände in die Seiten: „Sie haben nicht erlebt, was ich erlebt habe ...“ Toni unterbrach sie und stand auf: „Nein, das nicht, aber anders und wisst Ihr was, ich habe eben gerade im Sinne, ganz besondere Dinge zu erleben. Behüt Euch Gott und der Schutzengel“, und ging mit der Wirtin hinaus.

### **... und wie er der Liebe dient.**

Unterdessen suchte der Andres oben im Wald seine Magd. Der Sturm hatte in der Nacht viele Schindeln vom Gadendach gerissen. Sie waren polternd ans Hausdach geflogen und darüber hin. Zerstreut lagen sie weit herum auf der Weid und auch im Wald. Im-

mer tiefer ging er durch das Gestrüpp bis an den Weg, der vom Tal auf die Alp hinauf führte. Die dicke Magd fand er nicht. Dafür aber traf er ein schlankes, junges Mädchen, das mit federndem Schritt und froher Laune den steilen Weg hinauf kam. „Bethli“, rief er ihm zu und sah, wie es auf den Ruf hin schneller voranschritt. „Bethli, Du kommst mir wie vom Himmel gesandt. Das ist jetzt ein Glück, dass ich Dich treffe. Du kannst gleich hier bleiben. Die Magd ist verloren gegangen. Jetzt haben wir wunderschön Platz für Dich.“ Das Mädchen kam derweil bis zu ihm hinauf und lachte mit ihm.

„Kann leider nicht gerade jetzt eintreten, muss noch für den Vater in die Alp.“

Fröhlich schaute es ihm in die Augen und stützte sich gerne auf seinen Arm. „Das ist doch sicher ein gutes Zeichen für uns“, sagte Andres, „dass wir uns ohne Abreden und ohne eine Ahnung hier oben treffen. Jetzt komm Du doch schnell zur Mutter hinüber.“

Bethli wehrte sich und sagte, es müsse sich beeilen, habe sonst zu wenig Zeit für den weiten Weg, ging aber schon ohne Widerstreben an seiner Hand hinter ihm durch das Gestrüpp.

Bevor sie aber aus dem Wald traten, hielt er still, zog das liebe Mädchen an sich und sagte: „Wenn Du wüsstest, wie sehr ich mich nach Dir sehne, wie ich Tag und Stunden zähle und Nächte lang Gelegenheiten ersinne, um Dich zu sehen, um mit Dir sprechen zu können.“ Bethli fragte: „Tut Dir das Herz weh, Andres, tief innen?“ „Und wie!“ „Mir auch, Andres, und das Wehtun ist so süß.“ Der junge Mann wollte sich nicht mehr beherrschen, legte den Arm dem Mädchen um den Hals und suchte mit seinen Lippen das Gesicht. Aber flink wie ein Wiesel schlüpfte

es ihm aus und sprang in die Weid hinaus. Dort blieb es stehen, hob den Finger auf und sagte mit schelmischem Blick: „Andres, das bekommst Du, wenn wir die Zukunft sehen. Aber dann bekommst Du zehn, zwanzig, dreissig am selben Tag.“ Andres kam ihm nach, hielt ihm die Hand entgegen: „Gut, eidgenössischer Handschlag, abgemacht, sagen wir fünfunddreissig, wenns noch lange geht.“ Bethli schlug ein: „Und noch zehn am Tag darauf.“ Dann schritten sie wie Kinder Hand in Hand auf das Haus zu. – „Siehst Du,

wie das Gras wächst hier auf der Sonnenseite. Und die vielen Blumen, die satten, leuchtenden Farben. Siehst du, wie gut ich Euer schönes Giebelhaus vor den Augen habe. Da schaue ich am Abend, bis Dein Lichtlein er löscht.“

Wie staunte die Mutter, dass das Bethli bei ihnen einkehrte, wie schnell verschwand sie in der Kammer, um eine andere Schürze anzuziehen. Wie ein Wunder bestaute sie das Mädchen und konnte nicht genug ihre Hand auf seinen Arm legen und

in sein liebes Gesicht schauen. „Wir haben so selten Besuch hier, und nie einen so lieben Gast.“ Trotzdem war die Stube sauber und blank. Die Täferwände wie frisch gefegt. Das Buffet spiegelte im Seidenglanz des alten Nussbaumholzes, die Scheiben blitzten im Licht und die weissen Vorhängli waren gestärkt und sauber wie ein Trachtenhemd. Breit stand der Tisch auf seinen gedrehten, festen Beinen, weiss schimmerte das grosse Ahornblatt. Da war es glustig, Küchlein und Gläser aufzustellen. Heimelig war diese Stube. Im hohen, schmalen Kasten mit dem Schnitzwerk tickte die alte Uhr. Die breite



„Andres, das bekommst Du, wenn wir die Zukunft sehen.“

Reihe kleiner Fenster liess den Blick in eine weite, herrliche Berglandschaft schweifen.

„Hier ist gut einsam sein“, sagte Bethli, „ich glaube, wenn man einmal hier ist, will man nicht mehr gerne ins Tal.“ Die Mutter schaute sinnend hin, wie ein Schatten huschte für einen kurzen Augenblick über ihr Gesicht, dann sprach sie ganz heiter: „Ja, Gott hat uns ein schönes und liebes Stück Heimat gegeben, wir danken ihm jeden Tag.“ Bärri, der Hund, kam unter dem Ofen hervor, schnupperte an Bethlis Schuhen und Schürze, strich am Andres und an der Mutter vorbei, kam wieder zum Bethli zurück, streckte sich, legte sich gerade vor das Bethli mitten in der Stube hin, den Kopf zwischen die beiden Vorderpfoten. Bald darnach ging die Mutter leise hinaus und in den Gaden hinüber.

### **Vom Stehen und Staunen.**

Den Sommer über kommt Toni oft dazu, staunend stehen zu bleiben und grosse Augen zu machen. Geht er da am späten Abend von der Arbeit heim. Er musste für das Bauamt Strassen-Markierungszeichen einsetzen und Betonsockel giessen. Die Arbeiter waren längst heimgegangen. Er war noch einmal überall nachgegangen, um sich zu überzeugen, dass der Beton gut trocknen könne. Schlendert also Toni gemütlich der Strasse nach und pfeift einen lustigen Tanz, denn pfeifen kann er ausgezeichnet. Da sieht er am Waldrand mehrmals ein Licht aufblitzen. Toni stellt das Pfeifen ein und bleibt stehen. Er schaut lange dort hinüber, schwenkt von der Strasse ab und geht in den Wald. Vorsichtig pirscht er sich an die betreffende Stelle heran. So etwas interessiert ihn immer. Er hört Mädchenstimmen. Nun schleicht er erst recht lautlos näher. Was sieht er da im Halbdunkel unter dem Blätterdach der Waldbäume? Ein Mädchen, das am Boden liegt und seine Arme um den Hals eines anderen Mädchens schlingt und so von diesem langsam vom Boden aufgehoben wird. Toni kann dieses Benehmen nicht eben gut begreifen, staunt aber noch mehr, da er erkennt, dass des Friedensrichters Bethli von des Werkmeisters Hanneli umschlungen wird. „Das sind ja ganz merkwürdige Freundschaftsverhältnisse“, denkt Toni, „und dies im Versteck des dunklen Waldes?“ Bald aber sieht und

hört er, dass die beiden nicht allein sind. In der Nähe steht der Arzt vom Dorf, man hat aus Ästen und Zweigen eine Bahre hergerichtet und ist nun eben im Begriff, das Hanneli darauf zu legen. „Also schon wieder ein Bein kaputt, scheint nicht besonders starke Knochen zu haben, das Hanneli“, denkt Toni und wagt sich näher heran. „Auw“, Bethli lässt das Hanneli hart auf die Bahre aufplumpsen, und alle lachen. Oh je, das ist ein Unfalltransport ohne Schmerzen, ist eine Übung des Samariterversins.

Und ob es starke Knochen hat? Davon kann sich Toni bald einmal überzeugen. Sie gehen zusammen in die Edelweiss. Schon oft hatte ihn Hanneli gefragt, wo in den Bergen die Edelweiss wachsen. Damit kann Toni dienen, er kennt sich aus. Wie sie dort oben in den Felsen herumkraxeln, steigt Hanneli wie eine Geiss in die schmalen Bänder hinauf. Toni sieht die Gefahr, ruft: „Gib acht, komm zurück, hier ist fauler Stein!“ Aber Hanneli hat ein Edelweiss gesehen, das mit seinem grossen Stern so keck über den Felsen herabschaut. Es klettert hinauf, handelt sich von Stein zu Stein, fast gar kann es darnach greifen. Da bricht ein Stein aus. Hanneli verliert den Halt, aber im selben Augenblick wendet es sich gewandt, springt auf ein Graspolster und von dort blitzschnell auf das breite Band. Wie ein Gummiball federt es dorthin, fällt, dreht und hält sich mit beiden Händen am harten Gras. Toni will schimpfen und Hanneli lacht

Noch einmal am gleichen Tag sperrt Toni Mund und Augen auf. Sie kommen hinunter in die Alp. Schmutzig, verschwitzt und zerzaust. Bergsteiger kommen ihnen entgegen. Sie fragen nach dem Weg, fragen in unverständlichem Deutsch. Es sind französische Feriengäste. Hanneli gibt ihnen mit Wollust in fliessendem Französisch Auskunft. Die Fremden staunen und fragen, wie es dazu komme, so tadelloses Französisch zu sprechen. Hanneli antwortet mit dem lebenswürdigsten Lächeln: „Wissen Sie, unser Land, die kleine Schweiz mit den vier Sprachen, da muss man schon mindestens zwei Sprachen lernen, sonst verstehen wir uns im eigenen Land nicht mehr.“ Die Fremden danken, nicken, grüssen und gehen weiter. Für Hanneli ist das ein Hochgenuss, dem Toni zu zeigen, wie gut es sich den Fremden gegenüber zu

benehmen weiss. „Du sollest unbedingt auch Sprachen lernen, Toni. Ein Geschäftsmann muss das heutigentags ganz selbstverständlich haben, das gehört zu ihm wie Hut und Haar.“

Fröhlich gehen sie weiter, lustig flattert Hannelis rotes Kopftuch im Wind. Da schallt es wie aus Trompeten und Posaunen hinter ihnen. Ein Stier kommt brüllend auf sie zu, wirft mit den Hörnern und den Hufen Erde in die Luft. Toni erfasst blitzschnell die Lage und wendet die Gefahr. Nun sie beide wieder in Sicherheit sind, meint Toni: „Was meinst, Hanneli, wenn ich französisch mit dem Muni gesprochen hätte? Meinst, es wäre besser abgelaufen?“ Hanneli legt beide Hände auf sein Herzklopfen und dann auf Tonis Schultern, schaut ihm lieb und ganz nahe in die Augen und sagt: „Du, Du bist der geborene Lebensretter!“

Toni streicht in letzter Zeit dem Bethli nach. Er will mit ihm allein reden. Sie sind doch zur gleichen Zeit in die Schule gegangen, waren immer gut Freund zusammen. Aber das ist gar nicht so leicht, allein mit des Friedensrichters Bethli zusammen zu kommen. – Endlich erwischt er es einmal auf dem Heimweg, redet vom Wetter, vom Vater, vom Bruder, der neuen Alphütte und bringt es soweit, dass das Bethli stehen bleibt. Dann fragt er so beiläufig wegen dem Samariter-Verein, ob man da so ohne weiteres in den Verein eintreten könne. Bethli schaut aus halboffenen Augen kritisch zu ihm hinüber: „Ja, interessiert Dich das, möchtest Du den Samariter-Dienst lernen, hast Du Zeit dazu?“ „Ja, ich meine nur so, auf dem Bauplatz gibt es dann und wann einen kleinen Unfall und da wäre das kommod.“ „Eh nun, das begreife ich“, sagt Bethli zustimmend und dann fügte es neckend bei: „Und mit dem Hanneli zusammen wäre es gar nett und angenehm, so etwas zu lernen.“ Toni fingerte an seiner Tabakpfeife herum, lehnte sich an den Lattengag und fragte schief unter seinem Hut hervor: „Kennst Du das Hanneli schon lange?“ „Schon über ein Jahr, seitdem sie hergezogen sind. Wir sind die besten Kameraden im Verein, ein gutes, gescheites und zuverlässiges Kind.“ Toni kratzte sich in den Haaren, rümpfte seine Nase, sagte gequält: „Ja, aber das französische Getue – und die roten, gefärbten Lippen – was würde mein Vater sa-

gen?“ Bethli trat einen Schritt zurück, stellte sich verwundert und überrascht: „Ja was, heiraten möchtest Du das Hanneli? Ja so! Du, Toni, wegen der Farbe musst Du nicht Angst haben, die Farbe machts nicht aus und auch nicht das zierliche Wesen und der leichte Gang. Die Liebe putzt schon weg, was nicht dazugehört. Hanneli hat ein gutes Herz, das weiss ich. Aber Du, Toni, Du musst in diesem Fall noch bessere Manieren lernen, sonst zerbrichst Du das liebe Ding, bevor deine Kinder in die Schule gehen.“ Sprach's und liess den Toni staunend stehen.

Schliesslich aber drehte Toni den Spiess um. Er hatte nun genug gestaunt. Er wollte nun, dass einmal die andern Mund und Augen aufsperrten sollten. Im Herbst nahm er Abschied von seinen Freunden und ging in die Fremde. Er wollte sich im Beruf noch besser und weiter ausbilden und Sprachen lernen.

### **Mädchen sollen nicht dreinreden.**

In der Stube des Friedensrichters war die ganze Familie versammelt. Vater und Sohn kamen von der Viehprämierung heim. Sie waren nicht zufrieden mit dem Resultat. Auch die zwei jüngeren Brüder wollten den Bescheid vernehmen. Die Mutter brachte Most zum Zabig und vom besten Käs. Wenn solche Ereignisse besprochen wurden, dann war der Milchkaffee nichts wert.

Die Jungen schimpften, es gehe ungerecht zu. Ihr schönes Rind hätte wohl in den ersten Rang gehört. Der Vater suchte sie zu beruhigen, meinte, deswegen sei das Rind nicht schöner und nicht wüster und gebe später ob erster oder dritter Rang keinen Tropfen mehr oder weniger Milch. Aber es sei nicht gerecht, fuhr der älteste Bub, der Sepp dazwischen, und wenn das Recht nicht gehalten werde, dann sei es bodenlos im Land. Der Vater meinte, sie sollten noch zufrieden ein: „Wir sind ja noch gut weggekommen. Wenn sich der Schwandweid-Andres beklagen wollte, der hätte mehr Grund dazu. Der hat doch bestimmt das schönste Rind an dem ganzen Platz aufgetrieben und hat ohne einen Schild heimziehen müssen.“

Bethli flickte an einer Küchenschürze, es horchte auf, da der Vater so vom Andres sprach. Sepp aber meinte kurz: „Der soll zufrieden sein, wenn man ihn in Ruhe lässt.“



Was braucht der noch zur Prämierung zu kommen?“ Bethli fragte ganz harmlos: „Wird eigentlich bei Euerer Prämierung das Rind oder der Bauer prämiert?“ Nun redeten die Jungen alle drei zur gleichen Zeit. Das sei wieder einmal eine richtige Mädchenfrage. Das Weibervolk brauche da nicht hinein zu reden. Ob es auch schon einmal dabei gewesen sei. Überhaupt sei das ein Grössenwahn vom Andres, auf den Platz zu kommen. Bethli sagte ganz schlicht: „Du hast doch vorhin gerade gesagt, es gehe um die Gerechtigkeit und wenn kein Recht mehr sei, dann stehe es schlimm im Land.“

Wenige Augenblicke lang war es ganz still in der Stube. Dann fuhr Sepp auf. Er stellte einen Stuhl energisch an den Tisch. „So ist es immer bei Dir, Bethli“, sagte er zornig, „wenn vom Andres die Rede ist, dann nimmst Du immer gegen uns Partei. Ich habe jetzt genug von dem Andres. Du weisst eben nicht alles. Wenn er das nächste Mal hierher ins Giebelhaus kommt, dann werfe ich ihm den halben Miststock an die Hosen. Kannst’s ihm sagen, mira!“ und polterte hinaus. Die Jüngeren gingen hinter ihm nach. Der Vater wollte sie zurückrufen, liess sie aber doch gehen und sagte: „Wir müssen wohl doch an die Arbeit. Bethli, weisst doch, dass er in diesem Punkt nichts verträgt.“

Bethli flickte unentwegt an den vielen Löchern weiter. Die Mutter räumte ab, trug das Geschirr in die Küche und setzte sich dann mit einem Strickstrumpf an den Tisch, Die Fliegen summtten. Vom Stall her schallten die Tritte der Holzschuhe und das Klappern der Kessel. Da begann die Mutter zu reden: „Hast jetzt wieder einmal gehört. Dass Du es auch immer und immer noch nicht glauben willst. So tönt’s nicht nur hier. Sei doch vernünftig, Bethli. Komm doch endlich zum Verstand.



„Dass Du doch endlich die Gnad hättest.“

Schau, wir müssen dagegen sein, nicht weil wir Dir den Andres nicht gönnen wollen, nein, weil Du geradewegs in Dein Unglück, in die Schande hineinläufst.“ Bethli schwieg. Mutters Stricknadeln klapperten hastig. Dann redete sie wieder: „Warum bist Du mit dem Jungen von der Vordermatt so trotzig. Ist so ein guter und strebsamer Bauernbub, der Vater ein angesehener Mann, ein prächtiges Heimen, keine Sorgen. Ist doch gewiss ein flotter und lieber Bub! Und es sind noch andere, kannst ja nur die Hand ausstrecken. Dass Du doch endlich die Gnad hättest, das

einzusehen.“ Wieder blieb alles lange still in der Stube. Ohne aufzuschauen fing Bethli an: „Mutter, Du weisst doch, dass das Reden nichts nützt. Das alles hast du mir auch schon gesagt. Das alles sage ich mir selber jeden zweiten Tag. Ich habe eben nur die Gnad, den Andres gern zu haben und kein anderer. Aber die hab ich. Plag mich doch nicht, Mutter. Oder weisst Du nicht, wie das wehtut? Hast Du das nie erlebt?“ Die Mutter dachte zu-

rück in ihre eigene Jugend. Ein harter Zug kam in ihr Gesicht und ein Seufzer über ihre Lippen. Nun blieben beide still.

Aber droben in der Kammer, da das ganze Haus in stiller Ruhe lag und längst alle Lichter erloschen waren, da droben meldete sich wieder eine Stimme. Nicht laut, nicht vernemlich für die andern. Sie kam aus dem wehen Herzen Bethlis, liess sich nicht von den Widerreden der Vernunft, nicht von verlockenden Gründen besiegen. Diese Stimme bat für den Andres und redete von ihm und seiner Liebe so eindringlich, so lange, bis alle andern Gedanken weit verfliegen waren, bis Bethli auf den Knien lag, den Kopf in die Bettdecke vergraben. Bethli flehte zu Gott

und allen Heiligen: „O lasst mir diese Gnade, ihn und nur ihn zu lieben.“

### **Nach dem Schützenfest ein Donnerwetter.**

Ein strenger Winter zog ins Land, brachte Sturm und Frieren, deckte Matten und Wald, Boden und Berg mit hohen Schneehaufen zu und auch die Häuser im Dorf, die alten und die neuen. Ein später Frühling, ein wilder Föhn räumte auf, trieb den Schnee auf die Gletscher zurück, weckte Blumen in den Gärten und Freude in den Herzen. Ein Sommer mit Ofenglut und krachenden Gewittern drang ins Tal hinein mit reicher Ernte und saftigem Grün bis an die Felsen hinauf.

Auf dem kleinen Bahnhofplatz im Dorf versammelten sich viele Leute. Die Musik spielte, da der Zug einfuhr. Bravo und Hochrufe ertönten, die Buben schrien, die Mädchen sprangen umher. Die Meisterschützen kamen vom grossen Schützenfest in der ferneren Stadt, sie brachten den ersten Gruppenkranz. Alle vaterländisch gesinnten Männer waren zum Empfang bereit. Mit Fahnen und Spiel zogen die Gefeierten durch das Dorf. Auf dem grossen Platz hielt der Gemeindepräsident eine Rede. Gradauf und stramm standen die Schützen, Blumen auf dem Hut, am Gewehr und auf der Brust und den Glanz der Siegerfreude im Gesicht.

Wie wurden sie bestaunt und gerühmt und ausgefragt. Jeder hätte gleich zehnfach Antwort geben und Hände schütteln sollen. Die tapferen Mannen und ihre Freunde versammelten sich in der Wirtschaft. Wieder wurden Reden gehalten, helle und heissere Stimmen mischten sich in die Hochrufe. Der Rauch strich in Schwaden aus den Fenstern und das Bier floss über Tisch und Bänke. Hier war kein Unterschied mehr zwischen den Männern des alten und des neuen Dorfes. Alle waren sie im gemeinsamen Kampf und Sieg verbunden und verbrüdet, so eng wie ihre Gewehre in der Ecke beisammenstanden. Am späten Abend noch brachte ein Trachtenmädchen Blumen für jeden Sieger. Immer wieder wurde der Sennenbub auf den Tisch gestellt und musste nochmals und wieder sein Gedicht aufsagen.

Der Regen fiel in schweren Tropfen auf die Pflastersteine und trieb die Männer auf den Heimweg. Nur die sieben Unentwegten blie-

ben über Mitternacht. Die Biergläser waren verschwunden. Flaschenwein leuchtete in den Gläsern und auf ihren Gesichtern. Die Verbrüderung wurde neu bestärkt und neu begossen. Tapfer und aufrecht bestanden sie auch diese harte Probe. Nur einer von ihnen war dem Segen nicht gewachsen. Er hatte ordentlich Mühe am Tisch zu stehen, und das Gehen schien ihm eine verwegene Kunst. Donner und Blitz, Platschregen und Wasserlachen hielten die neue Freundschaft nicht vor der edlen Pflicht zurück, den etwas schief geladenen Schützen seiner Gattin heimzubringen. Triefend und singend begleiteten die sechs Senkrechten den Schwankenden durch das alte Dorf über die Wildbachbrücke zu seinem neuen Haus.

Mit einem heiseren Ständchen weckten sie die schlummernde Gattin und drangen alle ins Haus und in die Stube ein, um ihm einen würdigen und liebevollen Empfang zu erkämpfen. Die gute Frau in losen Haaren floh in alle Türen, griff nach den unmöglichsten Kleidungsstücken und schloss sich, von so vielen Männern verfolgt, in der Kammer ein. Zwei Tapfere drangen in die Küche, suchten Zucker und Kaffee und Schnaps, um der Feier einen stärkenden Abschluss zu geben. Die Kinder kamen in den Nachthemden auf die Stiege und draussen trommelte der Regen, jagte der Wind und krachten die Gewitter. Das elektrische Licht ging plötzlich aus. Kinder schrien, Männer jauchzten und tappten den Wänden nach. Die Frau bat und flehte. Sie konnte der neu ausgebrochenen Fröhlichkeit nicht Herr werden.

Im Lärmen und Singen überhörten sie das Läuten der Sturmglocke, das von ennet dem Bach nur schwach durch das Prasseln und Rauschen und Donnern herüberkam. Bei Kerzenschein und Heldensang, die Kinder auf den Knien, gaben sie der geknickten Gattin gute Ratschläge, wie ein andermal ein solcher Empfang zu arrangieren sei. Wie sie den Gatten in ähnlicher Lage mit Freudenstränen und Küssen zu begrüssen habe, weil er als Held des Vaterlandes heimkehre.

Unterdessen tobte der Wildbach, brachte Steine und Tannen in unaufhaltsamer Gewalt, füllte sein Bett, riss Mauern ein, türmte Mauern auf, verstopfte unter der Brücke seinen eigenen Lauf, sprang über die Brücke und riss sie vom Ufer, brach in die Matten

und Gärten ein. Die Feuerwehr kämpfte mit schwachen Kräften vergeblich gegen die wilde Flut.

Rufe und Schreie drangen endlich auch zu den Ohren der Unentwegten, sie verliessen in Eile Stube und Glas, Gewehr und Freund. Im Festkleid, mit verwelkten Blumen am Hut, kamen sie dorthin, wo früher die Brücke gewesen war.

### **Bei Nidel und Krapfen.**

Nun waren die beiden Dorfteile noch mehr von einander geschieden als vorher. Der Wildbach versperrte jeden grossen Verkehr. Ein schmaler Notsteg diente den Fussgängern. Der Wagenverkehr und die Motorräder mussten einen weiten Umweg machen. Streit entstand, ob man die Strasse und die Brücke verlegen wolle und wohin. Eingaben, Augenscheine und Volksversammlungen verzögerten den Bau einer neuen Brücke Woche um Woche.

Aber trotz dem Streiten und Markten und der gewaltsamen Trennung fanden sich doch Einzelne immer wieder in guter Kameradschaft zusammen.

Der Samariterverein rief seine Mitglieder von hierhar und ennet dem Bach für die grosse Herbstübung in die Schwandweid hinauf. Schon am Vormittag kamen die Mitglieder dort oben zusammen. In den Felsen ob dem Wald wurden Seilübungen abgehalten. Scheintote und Halbtote wurden über schwierigstes Gelände befördert. Ernste Arbeit und strenger Dienst wurde da geleistet, während ein wolkenloser, hellblauer Himmel sich über das Tal wölbte und die milden Sonnenstrahlen alle Farben des sterbenden Waldes aufleuchten liessen.

Für Andres war das ein grosser Tag, ein einmaliger, herrlicher Festtag. Schon lange hatte er mit seinem Knecht den Platz vor dem Hause hergerichtet. Tische und Bänke gezimmert. Die Mutter hatte Krapfen gebacken. Und siehe da, eine Fahnenstange, höher als ein Giebelhaus, stand protzig auf dem Festplatz. Noch nie hatte hier eine Fahne geflattert. Seit undenklichen Jahren waren hier nie mehr Gäste versammelt gewesen. Andres hatte sein feinstes, weisses Hemd angezogen, seine besten Sonntagshosen. Sogar seine

Haare hatte er mit der nassen Bürste zu zähmen versucht.

Hungrig kamen die Männer, die Mädchen und Töchter aus dem Wald. Gern griffen sie nach dem Glas kühler, frischer Milch. Mit frohen Gesichtern sassen sie an die Tische. Andres und der Knecht brachten die dampfenden Pfannen mit den heissen Würsten, holten die Flaschen aus dem Kühlhaus. Die Mutter kam und fragte den Tischen nach, ob auch nichts fehle. Aber der Höhepunkt des Essens bildete die kurze Ansprache des Arztes, der die flotte Arbeit des Vormittags lobte und die gute Kameradschaft und Hilfsbereitschaft und dann mit grosser Feierlichkeit hinzufügte: „Und was wir bisher noch nicht ein einziges Mal erleben durften, der Lohn folgt alsogleich der guten Tat, der Andres und seine Mutter, die uns hier so freundlich aufgenommen haben, die uns einen so schönen Mittagstisch hergerichtet haben, sie spendieren uns als Dessert gratis und aus reiner Nächstenliebe Nidel und Kilbikrapfen.“

Mit stürmischem Jubel wurden die hochaufgestockten Platten, die eben hergetragen kamen, begrüsst. Hanneli sprang auf und gab der Mutter auf beide Backen einen herzhaften Kuss. Die Fahne ratterte und flatterte im Wind. Andres stand da, er wusste nicht wohin mit dem vielen Dank, der da auf ihn zuströmte. Er schaute über das junge Volk hin, das so vergnügt und froh bei ihm zu Gaste war. Er suchte von Bethli, das in der Mitte der Reihe sass, einen guten Blick zu erhaschen. Es schaute lieb zu ihm auf. Er aber musste sich abwenden. Tränen traten ihm in die Augen.

Anschliessend an das Mittagessen wurde die Übung vom Vormittag gründlich besprochen und noch eine Theoriestunde gehalten. Dann halfen ein paar flinke Mädchen das Geschirr abräumen, abwaschen und in die Körbe verpacken. Und schon bald wurde zur zweiten Übung geblasen: Transporte auf dem steilen Bergweg. Die Samariterinnen und Samariter verabschiedeten sich mit herzlichen Worten, der Arzt dankte nochmals im Namen aller und wünschte der Mutter und dem Andres reichen Lohn für diese gute Tat. Dann verschwanden die Gäste im Wald. Lange noch hörte man ihre Rufe und ihre Stimmen.

Gegen Abend kam Bethli nochmals hinauf. Es wollte noch aufräumen helfen, damit die Mutter nicht allzu viel Arbeit habe. Die Mutter aber war schon müde ins Bett gegangen. Der Knecht schaffte die Körbe ins Tal. Bethli und Andres setzten sich auf die Feierabendbank vor das Haus, schauten in den milden Abend hinein. Tief unten leuchteten die ersten Lichter aus den Fenstern. Oben an den Bergen zauberte die versunkene Sonne ihre schönsten roten Farben hin, als wollte sie noch einmal grüssen und zeigen, was für eine Herrlichkeit sie immer wieder den Menschen schenkt.

„Bethli, das hast Du mir zulieb getan“, sagte Andres, „wie hast Du das zustande gebracht, dass ihr hier heraufgekommen seid?“ Bethli sagte ruhig und bescheiden: „Ich hab’s für Dich und für mich getan. Du hast dabei mehr Freude erleben können als ich.“ Andres legte dankbar seinen Arm auf Bethlis Schultern. „Jetzt will ich nie mehr ungeduldig sein. Jetzt weiss ich, dass Du mir soviel zulieb tust, soviel Du kannst. Ich will nie mehr fragen und nur noch vom Vertrauen leben.“ Bethli berührte leise dem Andres seine rechte Hand und sprach: „Du brauchst auch nie mehr zu fragen. Du kannst auch volles Vertrauen haben, denn ich verspreche Dir, so wahr ich an einen heiligen, dreifaltigen Gott glaube, ich will Dir gehören und Dir treu sein, mein ganzes Leben.“

Andres wäre gerne aufgesprungen, hätte gerne sein liebes Bethli in beide Arme genommen. Aber die Bedeutung der Worte und die Feierlichkeit dieses Schwures hatten ihn übermannt. Unbeweglich und in Schweigen versunken sass er da, nur das wilde Herzklopfen meldete seine Freude. Bethli begann wieder zu sprechen, mit einem unendlich milden Klang in der Stimme: „Du meinst, ich sage das so aus der Freude des heutigen Tages heraus. Das ist schon lange so, schon seit vielen Wochen. Das habe ich mit dem lieben Gott in meiner stillen Kammer so ausgemacht. Und ich weiss, er ist so zufrieden mit mir.“ Nur wenige Worte fand Andres in seinem übergrossen Glück: „Wie danke ich Dir!“ Aber seine Lippen fanden Bethlis Mund und er bekam alle versprochenen Küsse. Aber sie zählten sie nicht.

## **Was der Toni aus der Fremde heimbringt.**

Toni ist nun schon über ein Jahr fort in der Fremde. Er hat von verschiedenen Orten heimgeschrieben, hat berichtet, was er alles für neue Baumaschinen und neue Verfahren kennen lerne, was für Preise in den Städten verlangt werden und er sollte noch etwas Geld haben. Auch Hanneli hat am Anfang viele Briefe bekommen, dann wurden sie seltener. Einem solchen Brief war zu entnehmen, dass er grosse Erlebnisse gehabt und dass er sehr interessante, neue Ideen gefunden habe. Hanneli wurde nicht recht klug aus seinen letzten Briefen.

Der Klafter-Melk hat den Prozess wegen dem Ferienhäuschen endgültig verloren. Er musste dem Baumeister alles bis auf den letzten Rappen bezahlen. Aber er nahm dafür auf seine Art Rache an ihm. Der Baumeister bewarb sich um den Auftrag, die neue Brücke zu erstellen, die Strasse zu verbreitern oder zu verlegen. Dagegen wehrte ich nun der Klafter-Melk. Es war ihm kein Weg zu weit und keine Lüge zu gross, um dem Hannes diese Arbeit zu hintertreiben. Die Gemüter waren ohnehin übermässig erregt, die Meinungen weit auseinander. Die Leute ennet dem Bach reklamierten bei der Gemeinde und Regierung, weil sie mit ihren Motorrädern jeden Tag einen so grossen Umweg machen mussten. Der Notsteg war auf die Dauer wirklich unmöglich. Er war so schmal, dass zwei Personen kaum recht aneinander vorbei kamen. Der Baumeister Hannes schrieb an seinen Sohn, jetzt sei es Schluss mit seiner Studienreise, er müsse heimkommen, er brauche ihn notwendig für die verfluchte Politik, die jetzt gerade im Dorfe herrsche.

So kam Toni heim, gewandter, besser gekleidet, selbstsicher und über die Notwendigkeit seiner Anwesenheit erfreut. Der Empfang war herzlich, der Mutter brachte er ein schönes Geschenk mit heim. Dem Vater legte er schon in der ersten Woche Kataloge und Berechnungen von neuen Baumaschinen vor. Er besuchte seine Freunde, sass in der Wirtschafft und hörte die verschiedenen Meinungen über die Brücke. Er ging auch zu Hanneli. Dann aber nahm ihn die Arbeit wieder in Beschlag. Im Übergwändli und auf dem Arbeitsplatz glich er dem früheren Toni auf's Haar.

Aber eine gefährliche und böse Veränderung zeigte sich bald. Am Sonntag morgen stieg die Mutter, wie früher immer, zu Tonis Kammer hinauf, klopfte an die Türe und rief: „Toni, es ist Zeit!“ Toni gab verschlafene Bescheid. Nach einer Viertelstunde, da von oben immer noch nichts zu hören war, ging die Mutter nochmals hinauf, klopfte wieder. Toni gab wieder Bescheid und drehte sich faul auf die andere Seite. Beim dritten Mal gab er zur Antwort: „Lass mich in Ruhe. Ich mag jetzt nicht. Ich will jetzt schlafen.“ Die Mutter blieb stehen und rief: „Toni, es ist Sonntag und höchste Zeit zur Kirche.“ Toni antwortete nicht. Die Mutter wollte hineingehen. Die Türe war verschlossen. Die Mutter erschrak. Tief bekümmert schritt sie die Stiege herab. Der Vater war schon fort. Dann ging sie auch in die Kirche.

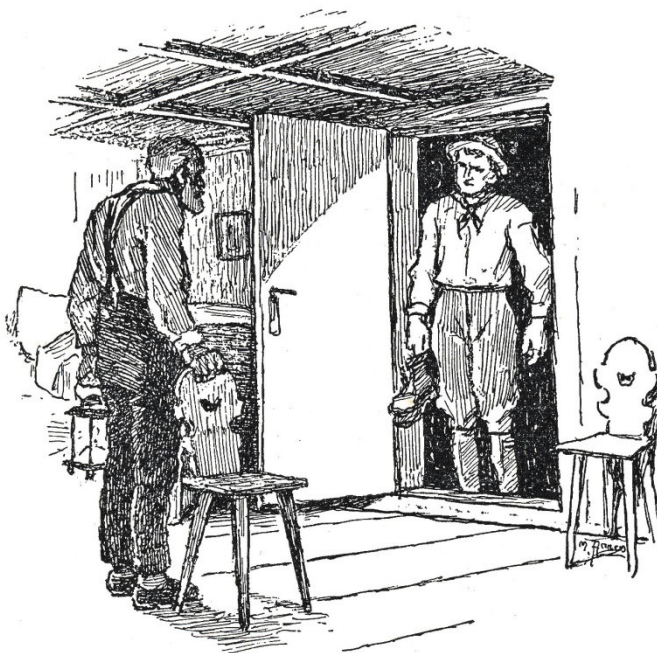
Beim Mittagessen herrschte keine gute Stimmung. Die Mutter schaute kaum vom Teller auf. Die andern merkten bald, dass heute eine eigenartige Luft in der Stube lag. Vater und Sohn sprachen wenig. Schon vor dem Tischgebet stand Toni auf und ging mit einer billigen Ausrede davon. – Erst in der Nacht kam er zurück, wollte leise und ungehört in sein Zimmer hinaufschleichen, die Schuhe in den Händen, öffnete er seine Zimmertüre, drehte das Licht an und erschrak. Vor ihm stand sein Vater: „Ich habe Dir gewartet“, sagte er beherrscht. „Ich glaube, es hat keinen Wert, Deine neue Mode lange auszuprobieren. Ich sage Dir nur soviel: Solange Du in meinem Hause bist, wirst Du Dich anständigerweise daran halten, so zu leben, wie wir leben als rechter Christenmensch.“ Toni stand in seinen Socken und mit dem etwas schief aufgesetzten Hut nicht eben majestätisch da. Er warf seinen Hut auf das Bett hinüber und sagte: „Religion ist Privatsache.“ Der Vater kam ernst

auf ihn zu. „So, hast Du nun solche alte Schlagworte in Dich aufgenommen! Ich habe Dich für klüger angeschaut.“ „Es wird ich ja zeigen, wer klüger ist“, entgegnete Toni heftig, „wer dem veralteten Tramp nachtritt oder wer sich nach der neuen Wissenschaft einrichtet.“

Der Vater setzte alle Kräfte ein, um sich weiter beherrschen zu können. „Also sind wir alle und Deine Freunde hier und Deine Vorfahren dumme Trampel.“ Toni warf seinen Kopf hoch. „Nein, das sag ich nicht. Ihr habt nicht Gelegenheit gehabt, die andere Seite

kennen zu lernen. Aber ich weiss jetzt Bescheid.“ „So, hat Dir der Teufel, oder haben Dir die fremden Teufel den Hochmut auf den Schopf gesetzt, das war doch sonst nicht Dein Laster.“ Langsam ging der Vater zur Türe hinaus, „wir reden dann noch davon, schlaf du jetzt einmal mit Deinem Grössenwahn zusammen, wirst dann erfahren, ob das ein bequemer Bettkamerad ist.“ Toni fuhr herum, als wollte er ver-

hindern, dass der Vater jetzt fortgehe. Heftig kam es aus ihm heraus: „Ich bin mit Menschen zusammen gewesen, die haben nichts geglaubt, sind nie in die Kirche gegangen, aber das sind Kameraden gewesen, treu und gut. Und hier? Ist das Christentum, wenn der Klafter-Melk im Kirchenrat sitzt, zu vorderst in der Kirche kniet, bei allen Wallfahrten und Andachten mitspringt und uns schadet und betrügt wie ein grausiger Jud? Ist das Christentum, wenn die Weiber in die Kirche gehen und schon auf dem Platz vor der Kirche wieder anfangen zu verhecheln und zu verleumdern? Ist das Christentum, wenn alle seit Jahrzehnten eine Familie verachten und verdammen wegen einer alten Schuld, die überhaupt nicht einmal erwiesen ist?“ „Wenn



„Ich habe auf Dich gewartet.“

meinst Du damit?“ „Ja, das ist so. Das ist der Andres. Der hat mir alles erzählt. Sag mir, Vater, ist das Christentum?“ Ernst und sinnend stand der Mann vor seinem Sohn und sagte langsam, jedes Wort suchend und betonend: „Nein, das ist kein Christentum. Aber sind wir, bist Du dazu bestimmt, zu richten? Wollen wir nicht lieber selber barmherzig sein, statt ihnen das harte Herz vorzuwerfen. Damit Gott auch mit uns barmherzig ist.“ „Ja, wenn es einen Gott gibt?“ schrie Toni auf. Der Vater trat ruhig an den Sohn heran, legte ihm die Hand auf die Schulter, schaute ihm fest in das erregte Gesicht und sagte: „Du kannst sicher sein, Toni, dass es einen Gott gibt, Du wirst ihn noch sehen.“ Dann liess der Vater seinen Sohn mitten in der Kammer stehen, mitten in der Nacht und ging. Seine Schritte hallten durch das ganze Haus.

### **Wie zwei Velo in den Wildbach fliegen.**

Die Brücke über den Wildbach erregte die Gemüter bis zur Siedehitze. Im alten Dorf erzählte man davon, es liege ein Fluch auf dem Ort, wo die alte Brücke gestanden habe. Aus Urgrossvaterszeiten und früher wollte man wissen, dass dort einmal ein fürchterliches Unrecht geschehen sei. Ein Bauer habe seine eigene Tochter im Zorn über die Brücke in den wild tobenden Bach gestossen, weil sie ihm nicht zu Willen war. Seitdem habe der Bach die Brücke schon vier Mal weggerissen. Man solle die Brücke weiter hinauf verlegen. Die oberen Bewohner, die ein Interesse daran hatten, schürten diesen Aberglauben und setzten alle Mittel ein.

Die Leute ennet dem Bach hätten die Brücke lieber weiter nach unten versetzt, um ihren Weg zu den Fabriken abzukürzen. Toni kämpfte um seinen Auftrag. Er scheute sich nicht, in alle Häuser und Büros einzudringen und bis hinauf zu den Regierungsräten vorstellig zu werden. Je mehr die Schwierigkeiten sich auftürmten, je gehässiger und verfeindeter die Gegner wurden, um so mehr verbiss er sich in seinen Trotz. Ohne auf seine Familie Rücksicht zu nehmen, ohne auf das Gerede der Leute zu achten, ging er nie mehr in die Kirche. Ja, es kam vor, dass er nach dem Sonntagsgottesdienst, wenn die Männer auf dem Platz beisammenstanden,

ganz gemütlich vom Dorf her kam, um den einen oder den andern zu treffen.

Seine ersten Besuche beim Hanneli waren so herzlich und vertraut gewesen. Er glaubte, bei Hannelis Vater mit seinen neuen Ideen Eindruck erwecken zu können. Er war der Ansicht, ein Mann, der aus dem Welschland komme und so weit in der Welt herum gereist sei, schätze ihn besonders, wenn er sich von den alten Anschauungen befreit habe. Toni entdeckte übrigens, dass ihm der Werkmeister für den Plan der Brücke, die Bauart und die Berechnung und Eingabe manchen wertvollen Rat geben konnte. Hannelis Vater hatte alle die teuern, technischen Bücher der Bibliothek zur Verfügung. Sie studierten oft gemeinsam in diesen grossen Bänden. Aber Hanneli war immer mehr abwesend. Es kam vor, dass Hanneli seiner Schwester zurief: „Geh, bring dem Vater und dem Toni etwas zu trinken, ich gehe noch spazieren“, und zwar so laut, damit Toni es unbedingt hören müsse. Dann war es für diesen Abend nicht mehr zu sehen. Aber auch beim Werkmeister kam Toni mit seinem Unglauben nicht gut an. Er musste dort erkennen lernen, dass das Kruzifix an der Wand und die Bilder der Heiligen nicht nur zur Zierde der Stuben aufgehängt waren. Hannelis Vater servierte ihm manch einen treffenden Satz. Einmal sagte er ernst. „Man soll nicht über das Christentum urteilen, wenn man selber keine Religion hat.“ Ein andermal. „Ist ja zum Lachen, ein Baumeister, und will sein Leben ohne Fundament aufbauen.“ Der Streit um die Brücke brachte auch ganz lustige Blüten hervor. – Auf dem schmalen Steg kamen der Klafter-Melk und der Toni schön just in der Mitte von beiden Seiten auf einander zu. Jeder ein Velo an der Hand, jeder stark und breit. Und so viel Raum war nun nicht vorhanden, dass sie so aneinander vorbei kommen konnten. Melk resonierte und verlangte, dass Toni zurückgehen sollte, um ihm Platz zu machen. Toni freute sich, ihm breit im Weg zu stehen: „Du hast gleich weit.“ Melk fluchte. Toni lachte. Dieser Streit war herrlich von beiden Seiten zu sehen. Keiner wollte nachgeben. Der Wortwechsel wurde von den Zuschauern mit grösstem Vergnügen aufgenommen. Melk hob die Faust, wollte zuschlagen. Toni wich aus. Da entriss der Melk dem Toni das Velo und warf

es in den Bach. Toni tat blitzschnell das Gleiche, er war dem Melk sein Rad auf die andere Seite ins Wasser, sprang über das Gelände auf die Steine hinunter und rief: „Komm, Melk, spring auch, hier haben wir mehr Platz für einen Hosenlupf. Melk aber wagte nicht, seine alten Knochen so tief auf die Steine hinunter fallen zu lassen. Rot vor Zorn und unter dem Gelächter der Frauen und Buben ging er zufuss weiter und liess das Velo zwischen den Steinen im Wasser liegen.

Wie so oft in solchen Angelegenheiten, mit dem Streiten schaden sich die Leute nur selbst. Den Kampf immer weiter zu treiben, die beiden Dorfteile noch mehr auseinander zu bringen, wäre nur zum grossen Schaden für die Gemeinde geworden. Einsichtige mussten eingreifen. Verständige mahnten und begannen auf den Frieden hin zu wirken. An ihrer Spitze stand der Friedensrichter, der auf beiden Seiten grosses Ansehen genoss.

### **Schwarze Tränen.**

Am Samstagabend, am Vorabend der entscheidenden Gemeindeversammlung, fährt Toni auf seinem Velo ins neue Dorf. Er will zum Hanneli. Heute will er mit dem Mädchen gründlich und allein reden. Er hat jetzt genug von dem ewigen Ausweichen und Auschlüpfen, heute muss einmal Klarheit geschaffen werden. Toni hat heute Zeit bis um Mitternacht. Aber Hanneli ist bereits ausgeflogen, grad vor ein paar Minuten ist es fortgegangen, auf dem unteren Weg zu Friedensrichters Bethli.

Wie Toni das von Hannelis Mutter vernimmt, macht er auf der Stiege kehrt, sagt nicht Adieu und nicht auf Wiedersehen. Er rennt durch den Garten, schletzt die Gartentüre auf und zu, springt auf das Velo und fährt die Strasse hinab. Von weitem sieht er Hanneli gemütlich und allein spazieren. Elegant wie immer, mit zierlichen Schritten im feinen Kleidchen, mit prachtvoll gelockten Haaren. Toni führt ganz langsam hinter ihm her. Beim Waldrand holt er es ein, fährt lautlos zu ihm her. Erschrocken bleibt es stehen: „Nein, Toni, das ist ja wie ein Überfall.“ Und er sagt, halb lachend, halb ernst: „Was bleibt mir anderes übrig, wenn ich mit Dir reden will, dann muss ich Dich überfallen, sonst weichst Du mir immer aus.“

Sie gehen ein Stück weit neben einander her. Toni stellt sein Velo in den Wald, kommt zurück und geht neben Hanneli her. „Was ist eigentlich mit Dir los?“ fragt er, „Du bist ganz verändert.“ „Nur ich?“ fragt Hanneli mit einem scharfen Seitenblick. „Wie meinst Du das?“ fragt er erstaunt. „Ja nur so“, antwortet Hanneli schnippisch. Nun holt Toni gründlich aus: „Ich verstehe Dich überhaupt nicht mehr. Die Briefe, die Du in die Fremde geschrieben hast, das stimmt ja alles nicht mit dem, was ich jetzt an Dir erleben muss. Ich habe den Briefen nach geglaubt, heimkommen, Dich in die Arme schliessen und heiraten. Und die erste Zeit warst Du so lieb mit mir. Jetzt auf einmal weichst Du aus, bist so kurz angebunden, schweigst und läufst mir davon. Du hast mir doch vor meiner Abreise versprochen, in die Hand hinein versprochen, keine andere Freundschaft einzugehen, bis ich heimkomme.“ Hanneli sagte kurz: „Du bist ja jetzt daheim.“ „Aha, Du meinst also, das Versprechen sei nun abgelaufen, Du könntest mich nun ruhig seitlich stehen lassen?“ Hanneli hielt im Gehen inne, wendete sich ihm zu, schaute ihn mit grossen Augen ernst an und sagte: „Das meine ich nicht, aber ich habe Dir nicht versprochen, die Frau eines Heiden zu werden.“

Toni blieb stocksteif stehen, als hätte ihn ein Blitz an den Boden gebannt. Hanneli sah die Wirkung seiner Worte, ein Licht, wie Mitleid glitt über seine Züge. Es ging von ihm fort, seinen Weg weiter, scheinbar ganz ruhig und ohne zurück zu schauen. Toni sah ihm nach, holte sein Velo und fuhr wieder dem Dorf zu.

Wenn es schon Samstag ist und alle Arbeiten im Haus drängen. Wenn Besuch kommt, dann haben die Mädchen immer Zeit. Wie flink können sie dann den Besen führen, wie flink die Stiegen hinauf und herunter springen, die Kleider richten, Geschirr versorgen und all die vielen Kleinigkeiten besorgen, die der kommende Sonntag verlangt.

Nicht sehr lange nach Hannelis Ankunft im Giebelhaus sassen Bethli und Hanneli allein und gemütlich im Zimmer oben, Bethli auf dem Bett, Hanneli auf der geschnitzten Truhe. Hanneli brauchte keine lange Einleitung. Sein Herz war so voll. Nicht länger konnte es seinen Schmerz verbergen. Offen und treuherzig sprach es von dem eben Erlebten und

von seiner Liebe zum Toni. Bethli hörte geduldig zu. Seine liebe Art, in Freud und Leid der Freunde teilzunehmen, für alle Not und Schwachheit Verständnis zu haben, hatte es wohl von seinem Vater geerbt, und auch die Fähigkeit, einen klugen Rat zu finden. „Mit dem Toni ist jetzt nichts anzufangen“, sagte Bethli, „er hat in der Fremde ein böses Gift aufgenommen. Er meint jetzt, er sei der Stärkste und der Gescheiteste, er könne alles allein machen. Nun musst Du Geduld haben, musst ihn eben eine Zeit lang allein machen lassen. Wenn Du ihm helfen willst, dann bete für ihn, dass Gott ihn in die Kur nimmt. Aber Du musst ihn in Deinem Beten wirklich Gott übergeben, nicht nur bitten und beten, Gott soll es so machen, wie Du es gerne hast. Verstehst Du, Hanneli, mit Gott kann man nicht Handel treiben. Ich gebe Dir das, und dafür musst Du mir meinen Wunsch erfüllen. Nein, ihm alles geben und er gibt Dir auch alles. Das ist nicht leicht, ich weiss das. Aber kannst Du einen mächtigeren Anwalt haben als den Allmächtigen?“

Bethli kam zu Hanneli, setzte sich neben das weinende Mädchen auf die Truhe, legte den Arm um seinen Hals und sagte lieb: „Musst nicht weinen, so bist Du ja auf dem besten Weg, in das grosse Glück hinein zu gehen. Aber was sehe ich, Du weinst ja schwarze Tränen, Du bist ja ganz verschmiert. Komm, ich gebe Dir ein sauberes Tüchlein. Hast Du gemeint, Du könntest mit Wimpernschwarz und Lippenrot den Toni zum rechten Glauben zurückführen? Du gutes Kind.“ Bethli lachte ihm in die nassen Augen hinein. „Nein, nein, Gott hat viel bessere Mittel.“ Und weil Hanneli mit Schluchzen nicht aufhören konnte, erzählte Bethli

von seiner eigenen Liebe, von seiner grossen Not. Und erzählte, wie es den Weg gefunden habe, Gott sein ganzes Leben vollständig und rückhaltlos zur Verfügung zu stellen. Und wie seitdem in seinem Herzen der Friede und das wirkliche, tiefe Glück eingezogen sei, das immer wie ein Lichtlein leuchte im Leiden und in der Freude.

Spät ging Hanneli fort aus dem Giebelgaus, spät kam es heim, schlich lautlos die Stiege

hinauf in sein Zimmer. Lange suchte es im Schrank, legte seine Bergkleider auf's Bett, zog sich um, nahm die Bergschuhe in die Hand. Vorsichtig schloss es die Zimmertüre, lautlos schritt es die Treppe hinunter und in den Garten hinaus. Eben wurden die Strassenlampen ausgelöscht. Im Dunkeln zog es seine Schuhe an und ging dann in die Nacht hinaus. Ganz allein durch den Wald, ganz allein über den Berg, den weiten rauhen Weg zum Wallfahrtsort der Muttergottes. Bis zur

ersten Messe am Morgen wollte es dort sein. – So war Hanneli.

### Roter Regen.

Zur selben Zeit, da Hanneli voller Angst allein durch den finsternen Bergwald ging, sass Toni mit drei Kameraden in einem Keller. Sie hatten die kleinen Fenster verhängt und kochten in zwei Kübeln Kleister. „Wisst ihr, warum Melk den Übernamen Klafter-Melk bekommen hat?“, frug der Jüngste von ihnen, während er eifrig in dem Kübel rührte. „Mein Vater hat das letzthin daheim erzählt. Der Melk war in seinen jungen Jahren ein unerhört starker Mann und ein böser Schläger. Im Militärdienst hat er einmal plagiirt, er gehe jede Wette ein, er wolle ganz al-



„Ich habe Dir nicht versprochen, die Frau eines Heiden zu werden.“



lein eine ganze Wirtschaft voll Kanoniere ausräumen, jeden krumm und lahm schlagen und die Bewusstlosen draussen auf der Strasse aufeinanderschichten, so wie man Holz zum Messen aufbeigt. Und er wolle nicht aufhören, bis er ein ganzes Klafter aufeinander habe. Seitdem heisst er der Klafter-Melk.“ – Alle lachten. Toni sagte, sie sollen stille sein, nicht dass man sie auf der Strasse höre, aber sie wollten es diesem Klafterer heute Nacht schon besorgen.

Gegen zwei Uhr zogen sie aus. An alle Telefonstangen, an alle Scheunentore, an jeder gut sichtbaren Stelle klebten sie Plakate an. Auf diesen war in zündenden Worten ein feuriger Appell an die Bürger zu lesen, dem Brückenprojekt und dem Vorschlag des Friedensrichters an der heutigen Extra-Gemeinde zuzustimmen. In ihrem Eifer merkten sie nicht, dass hinter ihnen junge Burschen herschlichen, ihre noch nassen Plakate herunterrissen und andere anschlugen. Die letzten zehn Plakate wollten sie noch an der langen Wand der Malerwerkstatt aufkleben. Der Maler war nämlich ein eifriger Gegner ihres Projektes. Aber der pffiffige Maler lag auch nicht auf dem Ohr. Er hatte für diese Nacht so etwas erwartet und sich bereit gemacht. Sobald sie mit dem Kleben an seiner Werkstattwand begonnen hatten, ging über ihnen ein Fenster auf, kam ein grosser Kübel zum Vorschein und schwupp ergoss sich eine ganze Sturzflut roter Farbe auf den Toni und seinen Kameraden. Die Haare, den Nacken, die Kleider, die Ärmel voll roter Farbe standen die beiden begossenen Pudel da. Und kurz nachher, kam die andere Gruppe zurück und meldete, dass überall ihre roten Plakate verschwunden seien und grüne mit einem gegnerischen Aufruf hingen. Was tun? Viel Zeit blieb nicht mehr zur Verfügung. Bald würde die Morgendämmerung die Nacht verdrängen, bald würden die ersten Leute auftauchen, um in die Frühmesse zu gehen. Die eigenen Plakate waren alle aufgebraucht. Also mussten wenigstens die grünen auch verschwinden. In aller Eile liefen sie alle die Wege zurück, rissen die grünen Plakate herunter. Aber das war nicht so leicht, denn unterdessen hatte der Kleister Zeit gehabt, gut anzutrocknen. Und auch die rote Farbe hatte unterdessen Zeit, in den Haaren und in ihren Kleidern gut trocken zu werden.

So kam es, dass die grosse Propaganda-Aktion den Erfolg ergab, dass am Morgen überhaupt keine Plakate zu sehen waren. Wohl aber, dass der Toni und sein Kamerad mit kahl geschorenem, rotem Kopf und roten Händen an der Gemeindeversammlung erschienen.

Toni kochte vor Wut. Alle Männer schauten auf seine roten Striemen, die trotz Seife und Bürste nicht wegzubringen waren. Er wäre gerne daheim geblieben, denn er wollte sich nicht an der Gemeinde einen schönen Übernamen holen. Doch wagte er nicht zu fehlen, es könnte auf jede einzelne Stimme ankommen.

Schliesslich wurde er doch wieder froh. Denn da er seine rote Rechte zur Abstimmung erhob, sah er, dass das grosse Mehr seinem Projekte galt, dass seine Partei mit grosser Mehrheit den Sieg davon trug, und er nun den Auftrag für den Brückenbau so gut wie in der Tasche hatte.

Da hob ein grosses Festen an. Toni vergass seine aufreizende Gesichtsfarbe. Er suchte seine Freunde zusammen, lud sie ein und dankte ihnen mit Speis und Trank. Aber etwas konnte er nicht verstehen und begreifen. Sein Freund, der Andres, der ihm so fest versprochen hatte, zur Abstimmung zu kommen und auf den er wie auf einen Fels vertraut hatte, der Andres war nicht gekommen.

### **Wie schrecklich lang ist eine solche Nacht!**

Andres lag krank und fiebernd im Bett. Die ersten Tage hatte er trotz starkem Kopfweh und den heftigen Schmerzen in der Brust weiter geschafft. Es waren die ersten Schneetage. Der kalte Sturmwind fand seinen Weg durch alle Ritzen und Spalte. An einem frühen Morgen konnte er nicht mehr hinuntergehen, das Fieber schlug ihn, kaum dass er auf den Füßen stand, der Länge nach auf den Boden. Die Mutter braute ihm Tee, machte Wickel und probierte alle Hausmittel. Andres lag im Bett, die Wände schwankten und die Diele drehte sich vor seinen Augen.

Draussen trieb der Wind die Schneeflocken in Schwaden, rüttelte an den Fensterläden, sang im Kamin und heulte um die Balken und Wände sein grausiges Winterlied. Der

Knecht musste zu Tal, um dem Doktor zu berichten. Er brachte Medizin zurück und den Bericht, der Arzt komme sobald er könne. Überall seien viele Leute krank, eine böse Grippe sei ins Tal eingedrungen.

Sie nahmen den Kranken in Mutters Kammer hinunter. Wie schwach war er geworden in den wenigen Tagen! Der Knecht und die Mutter mussten ihn führen und stützen. Erschöpft sank er in die Kissen, um sich von den paar Schritten auszuruhen, wie von einer grossen Reise. Und doch wurde er bald wieder aufgejagt und aufgerüttelt durch den heftigen Husten, der ihm Tag und Nacht keine Ruhe liess.

Endlich kam der Arzt. Spät in der Nacht, selber müde und erschöpft von seinem strengen Dienst, viel zu spät. Er machte ein erstes Gesicht, untersuchte lange und machte verschiedene Einspritzungen. Manche Stunde blieb er bei dem Fiebernden, immer wieder kontrollierte er das Herz. Er sagte, man könne den Kranken keine Minute allein lassen. Es müsse unbedingt eine erfahrene Pflegerin kommen, die genau nach seinen Anweisungen Spritzen machen könne und die jede gefährliche Veränderung des Pulses mit entsprechenden Medikamenten parieren könne.

Lange nach Mitternacht trat der Arzt in das Dunkel und in den hohen Schnee hinaus.

Die Mutter mit ihrem Herzleiden, übermüdet von den langen Nachtwachen, verängstigt von der Gefahr, konnte sich kaum mehr aufrecht halten. Und doch musste sie auf den Weg, um eine Pflegerin zu suchen. Wohin sich wenden? Überall war die selbe Not. In allen Häusern lagen Kranke. Sie konnte bitten und flehen und jammern. Nirgends konnte sie Hilfe finden, weil keine geschulte Pflegerin, nicht einmal für ein paar Tage, für ein paar Stunden abkömmlich war. Schliesslich ging sie in ihrer Not zum Friedensrichter ins Giebelhaus.

Dort musste sie nicht lange bitten. Kaum sass sie in der Stube, brachte Bethli warmen Kaffee und bevor sie recht getrunken und gegessen hatte, stand es reisefertig neben ihr. Das war ein bitterschwerer Gang durch den Wald mit der weinenden Mutter und eine gefährliche Fahrt mit dem Drahtseil im Winterwind über die verschneiten Tannenspitzen hinauf.

Wie mühsam war der letzte Weg bis zum Haus. Wie gross der Schrecken, da Bethli seinen Andres liegen sah. Glühend die Wangen, flackernd die Augen, verdorrt der Mund. Die Hände fuhren suchend über die Decke, als müssen sie in Eile seltsame Figuren zeichnen, immer zu, immer zu. Und nun kam bald die Nacht. Was konnte Bethli mit diesem todtranken Andres tun? Es sah wohl die Not und die fürchterliche Lebensgefahr, konnte ihm die Stirne kühlen und die Arme, konnte Linderung und Beruhigung bringen. Aber es wusste nicht, was für Medikamente für die Herzschwäche und welche gegen die Fieberanfälle wirksam sind. Die Mutter musste ins Bett gebracht werden. Der Knecht schlief in der Stube auf der Ofenbank, um jederzeit bereit zu sein.

Bethli sass am Krankenbett, die heisse Hand in seinen Händen, fühlte sich so elend und so ratlos und so gottverlassen allein. Wenn es nur irgendwie eine Ahnung gehabt hätte, was bei dieser Krankheit helfen könnte. Der Andres konnte ihm ja bei dem geringsten Fehler, den es machte, unter den Händen sterben. Wie lang ist so eine Nacht! Wie entsetzlich schwer das Leid, das in das Herz eindringt und unbarmherzig bohrt, eine Last, die wie ein Felsen schwer auf der Brust liegt. Armes Bethli, deine Not wird noch lange nicht zu Ende sein!

Stunde um Stunde verrann, unendlich langsam, angefüllt mit Angst und Leid. Nur seltene Male erkannte er, wer bei ihm sei, Nur zwei, drei klare Worte sprach er zu ihm, dann riss ihn das Fieber wieder in die Phantasien zurück. Der Morgen brachte etwas Ruhe. Der Arzt kam. Ein Transport in den Spital war nicht mehr möglich. Bethli war wieder allein, wieder umschlossen von einer schwarzen, trostlosen Nacht.

Plötzlich fuhr Andres von den Kissen auf: „Der Toni, der Toni, muss dem Toni sagen ... muss sagen ... ist er nicht da?“ Bethli sprach leise und ruhig mit ihm. Er legte sich wieder zurück. Aber viele Male in dieser Nacht rief er nach dem Toni, immer wieder hastig und in höchster Not. Auch diese Nacht ging vorüber, zehrte an den entschwindenden Kräften, glühte seinen Kopf und seine Glieder aus. Der keuchende, kurze Atem brach immer wieder in ein schmerzliches Husten auf. Seltene Male konnten sie mit einander reden.

Dann schaute er so still und glücklich zum Bethli hinüber und sagte: „Ein Glück, dass Du da bist!“

### In Bethlis Armen.

Anderntags kam der Priester. Der erfahrene Blick des Pfarrers erkannte die grosse Gefahr. Er blieb mit ihm allein. Lange musste er warten, bis er eine Reihe von wachen Augenblicken erhaschen konnte. Dann rief der Pfarrer der Mutter und dem Bethli, sie sollten die Geräte richten zum Empfang der heiligen Sterbesakramente. Während der Priester mit der erhobenen heiligen Hostie zu dem Kranken hintrat, kam Toni leise in das Zimmer hinein. Er sah den vom Tod gezeichneten Kopf seines Freundes, sah das Leuchten aus den halb offenen Augen, das Hinnehmen der grossen Gnade, wie nur ein Mensch in höchster Sterbensnot sich sehnen kann nach der übernatürlichen, ewigen Hilfe. Toni kniete nieder. Er sah einen Lichtschein um die heilige Hostie schweben, sich hinneigen zu seinem Freund und ihn verklären. Jetzt wusste er, dass der Erlöser hier im Zimmer war, jetzt in diesem Augenblick, sich dem armen Sterbenden hingab. „Wahrlich, jetzt habe ich Gott gesehen.“

Während den folgenden Gebeten und Handlungen blieb Toni am Boden knien. Bethli sah ihn erst, da es dem Priester behilflich sein musste. Toni konnte auch erkennen, wie die Ruhe bei Andres Einzug hielt und was für ein herrlicher Friede sich über seinen Freund ausbreitete. Andres sprach jetzt lauter und klar. Er dankte dem Priester: „So weit hinauf sind Sie gekommen und kalt und Schnee – von Herzen Dank!“

Toni bedeutete der Mutter, dass er draussen warten wolle und ging. Nicht lange blieb

er in der Stube. Er musste in die Kälte hinaus. Er blieb neben der Haustüre, an die Hauswand gelehnt, stehen. Eben riss der Nebel auf und zeigte einen Blick in die überschneiten Berge, einen Ausblick in eine stille, zauberhafte Bergeinsamkeit, die im reinen Weiss sich mit dem Himmel verband und in unendliche Tiefen einzudringen schien. Toni griff sich an die Stirne. So klar und eindringlich, wie sich dies Bild vor seinen Augen darbot, so klar und wahrhaftig sah sein Geist jetzt die Schöpfung und den Schöpfer. Die ewige Kraft, die über allen Zeiten wohnt und

in der Natur und den Menschen lebt. Klein, unsagbar klein kam er sich vor und schwach. Und gleichzeitig erfuhr er in seiner Seele, dass das Leben nur dem Schöpfer dienen kann oder dann untergehen. Er hätte das nicht aussprechen können. Er erhielt es in diesem Augenblick als sichere Wahrheit. Er sagte nur immer wieder: „Jetzt habe ich Gott gesehen.“

Toni wusste nicht, wie lange er so dagestanden. Er hatte das Gefühl für

die Zeit und für die Kälte verloren. Er erschrak, da ihn Bethli hereinrief. Noch ganz benommen trat er ins Zimmer und zum Bett seines Freundes. Müde lag dessen Hand auf der Decke. Sie machte eine hilflose Bewegung zu ihm hin: „Toni“, flüsterte Andres, „ich habe Dir gerufen. Aber ich weiss nicht mehr warum. Verzeih mir – der weite Weg im Schnee ...“ Toni nahm die Hand des Freundes und sagte über ihn geneigt. „Andres, ich muss Dir danken, ich will Dir von ganzem Herzen danken, ich weiss jetzt, warum Du mir gerufen hast.“

Bethli trat hinzu, legte dem Sterbenden ein kühles Tuch auf die Stirne und strich ihm sanft und lieb über die Wangen. Eine feierli-



Die zitternden Arme Bethlis hielten ihn umschlungen.

che Stille breitete sich aus, nur unterbrochen vom leisen Weinen der Mutter.

In der Nacht starb Andres. Die zitternden Arme Bethlis hielten ihn umschlungen. Sein Kopf neigte sich, wie um da für immer auszuruhn an Bethlis Herz, da die Augen brachen und der letzte mühsame Seufzer floh.

Der Wind wehte zu stark. Ein Sturmwind jagte über die Baumkronen, dass der Schnee wie Fahnen in die Nacht hinaus aufstieg. Es war unmöglich, mit dem Drahtseil hinunter zu fahren. Toni ging mit dem Herrn Pfarrer den verschneiten, verreisten Berghang hinab. Mit seiner Laterne ging er voraus, zeigte auf jede schwierige Stelle, stützte ihn und half ihm so gut es in dieser Sturmacht auf dem steilen Weg möglich war. Der Wind schüttete den Schnee von den Bäumen, trieb ihnen den Schnee ins Gesicht, in den Nacken, in die Ärmel. Nur langsam kamen sie weiter. Und es war gut. So konnte der Toni mit dem Pfarrer von all dem reden, was ihn seit diesem unerhörten Erlebnis so gewaltsam beschäftigte. Die Fragen, die wie eine Glut aus der Tiefe seines Innern aufstiegen. Im Licht der schwankenden Laterne, inmitten des zappeligen Schattenspiels auf dem Schnee, sprachen sie von den tiefsten Lebensfragen. Beide erschüttert und aufgewühlt von dem Sterben dieses kraftvollen, jungen Lebens. Nie hätte Toni unter anderen Umständen gewagt, so offen mit dem Herrn Pfarrer zu reden, so offen zu fragen und zu erzählen.

### **Drei dumpfe Schläge.**

Kaum heimgekehrt, musste Toni seine besten Kleider anziehen und sich herrichten für die entscheidende Besprechung und Besichtigung wegen der neuen Brücke. Der Bau sollte unbedingt noch vor dem Einsetzen der langen Frostzeit begonnen werden. Denn im Winter war der Wildbach nicht gefährlich. Die Herren von der Regierung, von der Gemeinde, der Architekt, der Ingenieur, die ganze Kommission trafen sich im Gemeindehaus. Der Baumeister Hannes wollte unbedingt seinen Sohn dabei haben, denn er war viel gewandter und mit den neuen technischen Ausdrücken vertrauter, als er. – Sofort nach der Sitzung mussten die Berechnungen und Offerten nachgerechnet und überprüft werden. Sozusagen Tag und Nacht kam Toni nicht zur Ruhe, nicht zu einem stillen Au-

genblick des Nachdenkens an seinen verstorbenen Freund.

Die Beerdigung des jungen Schwandweid-Andres rief nicht viele Leute zusammen. Die Mutter kam trotz ihren bösen Herzanfällen auf den Friedhof. Sie musste sich aber bei jedem Schritt auf Bethlis Arm und Kraft stützen. Ihre beiden Töchter waren da, bleich und verweint, in einfachen, schwarzen Kleidchen. Der Friedensrichter und der Toni und wenige Männer. Aber alle Mitglieder des Samaritervers eins geben ihm das Geleit. Sie wollten noch einmal dem lieben Gastgeber danken.

Unverständlich sind Gottes Fügungen. Vom Schmerz gemartert, vom Leid geschlagen und gebeugt steht der Freund, die Mutter, die Braut und alle, die den jungen Menschen geliebt haben, am offenen Grabe. Weinend und erschüttert vernehmen sie die Trostworte der Kirche und die dumpfen Schläge der harten Erde, die dreimal schwer auf den Sarg fällt.

Schweigend und weinend gingen sie in die Kirche zum Trauergottesdienst. Toni trat seit langer Zeit zum ersten Mal wieder in die Kirche. Das Leid um seinen toten Freund, der Schmerz in seinem Herzen redeten mit ihm eine ernste Sprache. Und doch fand er in der Kirche etwas wie eine grosse Freude des Wiedersehens, es war ihm, da er so nahe vor dem Altar kniete, als ob er nach langer, dunkler Zeit wieder in eine glückliche Heimat eingekehrt sei.

Bethli war mit dem Vater von der Kirche und vom Friedhof heimgegangen. Sie hatten wenig miteinander gesprochen. Er hatte einige schüchterne Versuche unternommen, dem Bethli mit teilnehmenden Worten zu helfen. Hatte aber nur einen neuen Tränenstrom hervorgerufen.

Nun lag Bethli in seinem Zimmer auf dem Bett und weinte in die Kissen hinein. So voller Leid, so bis an den Rand jedes Gefühles angefüllt mit Schmerz, so zerschmettert von dem bodenlosen Elend. Wie wenn die ganze Welt plötzlich leer und dunkel geworden wäre und nirgends ein Lichtlein, ein Strahl der Hoffnung zu sehen. „Oh Gott, ich weiss, Du lässt mich nicht versinken. Halte mich, sonst stürze ich in die uferlose Nacht!“

Ruhelos kehrte die Erinnerung zu den letzten Tagen und Nächten zurück, liess jedes Wort des Geliebten wiedererstehen, durchforschte jede Bewegung, jede Stunde. Immer wieder kehrten die Gedanken zu einem leisen Vorwurf zurück: ich hätte ihn retten können, wenn ich nicht so dumm, so ohne jede Erfahrung gewesen wäre.

Dieser Gedanke trieb Bethli den Schweiss auf die Stirne. Vom Schmerz verwühlt, vom Weinen geschüttelt, biss es in das tränennasse Tüchlein und warf immer erneut wieder sein Gesicht in die Kissen. Die Mutter kam, fragte, ob es zum Essen komme. „Bitte, Mutter, lass mich allein.“ Ob sie etwas heraufbringen solle? „Mutter, bitte, geh!“ Aber die Mutter blieb. Sachte legte sie ihre Hand auf die bebenden Schultern. Ohne eine Bewegung, ohne ein Wort blieb sie so bei Bethli stehen. Eine wohlthuende Ruhe und Kraft kam nach und nach von dieser Mutterhand auf Bethlis Herz zu. Ohne aufzublicken, ohne sich umzuwenden, griff Bethli nach dieser Hand und hielt sie fest.

### Zweimal gut angefangen.

Schwere, düstere Tage gingen über das Giebelhaus hin. Tage, in denen das Sprechen eine Qual und das harte Arbeiten ein Trost ist. Wie zum Hohn rissen die Nebelvorhänge auf. Blendende Sonnenstrahlen fielen in die verzuckerten Wälder, warfen lange Schatten auf den Schnee, drangen in die Stuben und Lauben. Ein sanfter Wind brachte Wärme und brach den ersten Winterangriff. Das Grün der Matten breitete sich wieder aus. Ein Stück vergessenen, verlorenen Sommers kam nochmals zurück.

So ein Tag sah Bethli sein Bündel schnüren, sah es Abschied nehmen im Giebelhaus

und auf der Schwandweid und sah es fortgehen und verreisen. Bethli ging fort in ein Spital, um den Krankendienst gründlich zu lernen.

So ein Tag auch sah das erste geschäftige Treiben und Schaffen am Wildbach. Baumaschinen wurden hergefahren, Lastwagen luden mächtige Steine ab, Bauholz wurde aufgeschichtet. Männer mit flatternden Papiere-

ren und Messgeräten schwirrten umher. Arbeiter brachten Werkzeuge und Material. Mitten in diesem Rattern der Motoren, dem Rufen und Gehen, dem Dröhnen und Stieben lief der Baumeister-Hannes mit rotem Kopf und gestikulierend umher. Und mitten hinein auch erscholl Tonis helle Stimme: „Halt, einen Augenblick! Nur eine kurze Minute ruhig, Mannen! So ohne einen guten Gedanken fangen wir nicht an. Wir bauen eine neue Brücke



„Im Namen Gottes“, schlug er den Pickel ein.

vom alten zum neuen Dorf, sie soll uns allen zum Segen werden, zum Frieden dienen und zum Zusammenhalten.“ Er nahm Pickel und Schaufel, schritt zum ersten Markierungszeichen. „Im Namen Gottes“ schlug er den Pickel ein und hob die erste Schaufel voll Erde aus dem Boden.

Dann begann die Arbeit, das geschäftige Treiben, das Mühen und Schwitzen, begann das Werk.

Aber nicht nur mit Eisen und Stahl, mit Steinen und Zement wurde an diesem Tag ein gutes Fundament begonnen. Nein, auch mit zarten Worten und lieben Blicken. Toni sass beim Werkmeister in der Stube. Er erzählte von Andres und seinem Sterben, sprach ganz offen und frei von seinem erschütternden Erlebnis. Die ganze Familie war versammelt. Kein Wort unterbrach das eindringliche Reden, das bildhafte, lebendige

Schildern. Toni sah, wie seine Worte auf die Eltern Eindruck machten, wie sie ihm gespannt zuhörten. Einem plötzlichen Einfall folgend, selbst überrascht vom eigenen Mut, schloss er seine Erzählung mit den Worten: „Und meine lieben Freunde, nun glaube ich, darf ich mit ehrlichem Herzen zu Euch kommen. Ich will nicht lange warten, sondern gleich jetzt gerade heraus fragen: habt Ihr noch etwas dagegen, wenn ich meine Freundschaft mit dem Hanneli auf soliden Grund stelle und weiter ausbaue zu einem schönen Haus, in dem wir bald einmal als glückliche Familie wohnen können?“ Der Vater stellte sein Kinn nachdenklich auf seine Faust. Die Mutter hielt Tonis fragende Augen nicht lange aus. Sie senkte den Blick auf die blumengemusterte Tischdecke. Hanneli, das in der Kanapeecke sass, spielte mit zappelligen Fingern an seiner Halskette. Vera rief: „Mon Dieu, ich darf nicht mehr zuschauen“, und vergrub sein Gesicht in den Händen, nicht ohne zwischen den Fingern einen langen, scharfen Blick zu Hanneli hinüber zu werfen.

Auch der Vater wendete sich Hanneli zu und fragte in etwas gebrochenem Deutsch: „Was sagst Du dazu?“ Ohne das Spiel mit der Kette zu unterbrechen, antwortete es möglichst ruhig: „Ich bin nicht gefragt worden. Du sollst Antwort geben.“ Der Vater drehte sich wieder dem Tisch zu, nahm die Stirne in die Hand. Die Mutter konnte ihre Gedanken nur mehr mit sichtbarer grosser Mühe zurückhalten. Purpurröte stieg ihr in die Wangen. Da erhob sich aus der Ecke die wohllaute Stimme Hannelis, die allen wie eine Erlösung kam. Nett das Köpfchen zur Seite geneigt, sagte es: „Wenn ich gefragt würde, Vater, ich würde ganz einfach sagen: hier, junger Mann, hast Du meine Hand, ich weiss, Du wirst mich nie enttäuschen.“ Der Platz neben dem Hanneli auf dem Sofa war ja leer. Ist es da zu verwundern, wenn Toni blitzschnell dort hinüber sprang? Ist es nicht sehr begreiflich, dass dieses rasche Hinüberwechseln nicht ohne Erschütterung vor sich ging und deshalb Hanneli fast ohne sein Zutun dem Toni in die Arme sank? Von den beiden Gesichtern sahen die andern einen Augenblick lang sozusagen nichts mehr. Die Locken begruben sie. Ist es da verwunderlich, dass der Vater schliesslich aufstand und gerade so

tat, wie Hanneli ihm angeraten hatte? Und auch nicht verwunderlich, dass die Mutter hinzutrat und mit nassen Augen ihrem lieben Hanneli die Wangen küsste? Vera aber kam mit ausgestreckter Hand auf Toni zu: „Das ist fein, jetzt bekomme ich einen Schwager, einen so starken Kerl. Ich hätte schon immer gerne einen Bruder gehabt, mit solchen starken Armen, einen Beschützer, Schwager oder Bruder, das ist ja egal, Hauptsache ist, dass ich Dich habe, komm, gib mir einen Bruderkuss.“

Höflich sind die Welschen, das muss man ihnen lassen, liebenswürdig und charmant. Bald standen auf dem Tisch Gläser und Teller, kam Wein und Kuchen. Vera und die Mutter überboten sich, aus allen Winkeln und Schachteln Süssigkeiten und Mandeln herbeizuschaffen. Der Vater wollte noch schnell in die Zeitung hineinschauen, aber das wurde ihm übel angerechnet. Vera sorgte dafür, dass in kurzer Zeit ein tolles Familienfest mit Gläserklingen und Toaste, eine stilgerechte, feierliche Verlobung entstand. Aber weil die Welschen wirklich aus rücksichtsvollem Herzen heraus höflich sind, dauerte das Fest nicht zu lange. Hanneli und Toni sahen sich plötzlich allein. Nur in ihren beiden Gläsern stand noch Wein.

Hanneli benützte diesen ersten Augenblick dazu, den Toni mit beiden Händen um den Hals zu fassen, ihn ordentlich zu drücken und zu würgen und zu sagen: „Ich gratuliere Dir zu Deiner Braut, Du Frechdachs! Wie konntest Du es wagen, ohne ein Wort mit mir davon zu sprechen, direkt auf den Vater und die Mutter loszugehen?“ Toni liess die zarten Hände ruhig weiterwürgen, er wehrte sich nicht. Dann sagte er überlegen lächelnd: „Ich habe alles auf eine Karte gesetzt. Du kennst mich noch nicht, so bin ich, wie ein Sprung ins Meer, alles oder nichts.“

Aber Hanneli schaute misstrauisch auf das hochfahrende Getue. Dem klugen Köpfchen entging der leise, falsche Unterton nicht. „Hör, Toni“, flüsterte es, „das Plagieren steht Dir schlecht an, ziehe Deine hohe Antenne etwas ein und sag mir die Wahrheit.“ Toni wehrte ab, wich aus, sprach von der Zukunft, von der Brücke, von einem kleinen Häuschen auf Vaters Bauplatz am Waldrand. Aber Hanneli liess nicht locker. Es wollte das Geheimnis erfahren. Mit zartem Streicheln und

lieben Küssen, mit feinen Stichen und geschickten Fragen brachte es den Toni so weit, bis er gestand: „Eh nun, ich will es Dir sagen. Bethli kam gestern vor seiner Abreise zu mir und sagte mir ein paar Worte. Ich weiss nicht, hast Du ihm wirklich einen Gruss aufgetragen, oder habe ich nur so gehört.“

Hanneli wurde plötzlich ernst. Es faltete seine Hände im Schoss und schaute lange vor sich her auf den Boden. Dann sagte es leise, wie wenn es mit sich selbst reden wollte: „Das liebe Bethli, ich war bei ihm, wollte es trösten in seinem schweren Leid. Und jetzt kümmert es sich noch um uns, damit wir glücklich werden können.“

Die Uhr schlug zwölf. Die Uhr schlug eins. Dann blieb sie stehen. Die Zeit floss weiter. Auch die Uhr kam aus dem Welschland, vielleicht blieb sie aus Höflichkeit und Rücksicht stehen, um die Beiden nicht zu stören. Vielleicht dem Sprichwort zulieb: Den Glücklichen schlägt keine Stunde.

### **Das Dorf im Fahnenschmuck.**

Breit und voll Steine und Geröll lag das Bett des Wildbaches da. Zahn und bescheiden plätscherte der Bach mittendurch. Harmlos und als ob er sich seiner bösen Taten schämte, schlängelte er sich zwischen den Blöcken und Steinen. Die Arbeit an der Brücke kam langsam voran. Zuerst mussten die seitlichen Mauern und die Brückenköpfe grundfest in die Ufer eingebaut werden. Dann wurde die Holzkonstruktion für die Betonarbeiten aufgerichtet.

Droben in der Schwandweid ging die Mutter jeden Tag auf den Hubel hinüber, von dem aus man auf das Tobel und auf den Brückenbau hinuntersehen konnte. Sie hatte genug Zeit zuzusehen. Der Arzt hatte ihr jede Arbeit verboten. Er hatte ihr auch geraten, das Heimwesen zu verpachten oder zu verkaufen und im Dorf Wohnung zu nehmen. Aber mit dieser Idee kam der Doktor bei der Mutter schlecht an: „Hier oben will ich jeden und den letzten Tag verbringen. Von hier gehe ich nicht weg, bis sie mich im Sarg hinuntertragen. Hier bleibe ich meinem lieben Mann zulieb und zur Ehr. Wohl wäre es gut, nahe bei den Gräbern zu sein. Aber ich sehe sie ja von meinem Kammerfenster aus jeden Tag, jede nebelfreie Stunde. Und beten kann ich hier ebenso gut.“ Mit Knecht und Magd

wollte sie hier in der rauhen Einsamkeit den Winter überstehen.

Und der Winter kam, härter als andere Jahre, mit Schneewehen wie Hüttendächer, mit Eiswächten Woche um Woche und Stürmen, die viele Bäume im Walde brachen.

Die Arbeit an der Brücke musste unterbrochen werden. Die Bauhütte lag unter dem Schnee. Eis umklammerte die Holzpfiler und lange Eiszapfen hingen am hohen Bogen. Toni wurde ungeduldig. Jeden Tag lugte er nach der Sonne und Wärme aus. Immer noch musste er warten, immer wieder verschluckten die grauen Schneewolken seine Hoffnung. Er wäre direkt nervös, zappelig und raunzig geworden, wenn nicht Hanneli so geschickt verstanden hätte, ihm die Geduld und das Stillsein beizubringen. – Aber nicht nur wegen der Brücke war Toni massleidend. Am Waldrand, auf Vaters Bauplatz, lag ein vier-eckiges, tiefes Loch unter dem Schnee, ragten bereits die Verschalläden auf. Dort stand auch eine Bauhütte mit den Initialen Bau-meister-Hannes. Dort war auch eine Wasserleitung eingefroren. Das Haus, das dort begonnen war, aus dem Boden wachsen sollte, wartete auch auf die linden Lüfte, auf die warme Sonne, auf den befreienden Föhn. In dem Haus wollte Toni ein offenes Kamin einbauen, wie es im Welschland Sitte ist. Dort wollte Hanneli bald weisse, zarte Vorhängli aufmachen. Und immer noch herrschte der Biswind, der durch alle Kleider bis in die Knochen drang.

Und doch kam mit einem Mal der Frühling. Er begann im Wald. Die Bäume knackten. Schnee fiel von den Ästen wie Pflaster. Hinter den Spitzen der Berge zeigte der Himmel einen grünblauen Streifen. Bleiern fiel die Sonne auf die Strassen. Dann kam der Wind auf. Blätter flogen wie Vögel aus dem Wald. Und wie diese Blätter kamen von allen Seiten die Arbeiter, nahmen Pickel und Schaufel zur Hand. Wieder hob das rauhe und liebe Lied der Arbeit an.

Da schimpfen die Väter, wenn die Söhne nicht heimkommen, halbe Nächte ausser dem Hause sind. Auch das kann gut und nützlich sein. Toni kam spät in der Nacht vom neuen Dorf her. Nachdenklich schritt er dahin, in Träume einer schönen Zukunft und in süsse Erinnerungen verloren. Doch blieb er plötzlich nahe der Brücke stehen. War das

nicht ein Knacken und Pochen dort vor, beim Brückenbau? Toni schlich näher, lautlos wie ein Jäger. Tatsächlich, dort unter dem Bogen bei den Holzpfeilern bewegte ich etwas. Er hörte ein Stossen und Gruchsen. Im Sprung sauste Toni über die Steine und zwischen die Pfeiler. Aber schneller als er jagten auf der andern Seite zwei Schatten davon. Toni rann-te ihnen nach, glitt aus und fiel ins eiskalte Wasser. Er richtete sich schnell wieder auf, griff an den schmerzenden Kopf und sah, wie zwei Gestalten über das hohe Ufer hinauf verschwanden. Toni stand mühsam auf, tastete die zerschlagenen Glieder ab und ging vorsichtig heim. Nach einer Stunde stand er wieder in trockenen Kleidern unter der Brücke, die Jagdflinte im Arm und wartete. Am frühen Morgen war eine neue Warnungstafel auf beiden Strassenseiten angeschlagen mit der Aufschrift:

Wer nachts unter der Brücke  
angetroffen wird, der wird  
durchlöchert wie ein Sieb.

Toni, Mitraieur.

Von dieser Nacht an sorgte Toni für eine Wache unter der Brücke, solange die Pfeiler den Betonbogen tragen mussten.

Zur rechten Zeit, vor dem ersten Gewitter, vor dem ersten Anschwellen des Wildbaches wurde der Platz geräumt. Stolz schwang die Brücke ihren weiten Bogen von Ufer zu Ufer. Vier hohe Masten flankierten auf beiden Seiten den Zugang. Am Tage der Einweihung wurden dort Fahnen aufgezogen, wehende, flatternde Flaggen. Auch im Dorf zierten bunte Bänder und Fahnen die Häuser. Ein prachtvoller Sonntag war aus der Nacht aufgestanden. Die Sonne schien hell und klar aus dem blauen Himmel herab auf das Dorf und auf den Zug, der unter den fröhlichen Klängen der Feldmusik sich von der Kirche zur Brücke bewegte. Feierlich segnete der Pfarrer die Brücke. Der Weihrauch wogte und schwang sich im Sonnenlicht empor. Würdig schritt der Pfarrer als Erster über die Brücke, mit dem Weihwasser segnend und mit kräftigen Worten Gottes Schutz herabflehend. Die Ministranten mit ihren Kerzen standen in ihren besten Altarröcken im Halbkreis um den Priester, der in kurzen Worten den tiefen Sinn dieser Weihe den vielen hundert versammelten Leuten erklärte.

Dann trat der Friedensrichter zwischen die hohen Flaggenstangen. Nicht der Vertreter der Regierung, nicht der Gemeindepräsident, der Friedensrichter war dafür ausersehen worden, die Brücke der Bevölkerung und dem Verkehr zu übergeben. Denn ein Verdienst war es, dass aus dem Unfrieden und dem Hader endlich das gemeinsame Werk entstehen konnte.

Ohne sich zu zieren, ohne wichtige Gebärde, aber auch ohne Verlegenheit fing er seine Rede an, ohne ein Zittern in der Stimme. Er sprach vom glücklich gelungenen Werk, das ohne Unfall und trotz strengem Winter gut und schön vollendet werden konnte. Die Brücke sei eine Zierde des Dorfes geworden, weil man nicht nur für den Zweck, sondern auch für die Schönheit des Dorfbildes gebaut habe. Die vergangene Zeit habe den Bewohnern dieses Tales viele schwere Jahre und viele ungewohnte Neuerungen gebracht. Auch für die Behörden seien schwere Probleme entstanden. Neue Schwierigkeiten werden wieder kommen, auch schwere Jahre und gute. Wir wollen wieder so zusammenwirken wie bei diesem Werk. Der Beitrag an Arbeit und an Geld ist vom alten und vom neuen Dorf an diese Brücke zusammengekommen. Nun soll sie eine gute und feste Verbindung werden zwischen den Alteingesessenen und den neuen Mitbürgern. Der Friedensrichter wurde gegen den Schluss seiner Rede lebendiger im Ausdruck, seine Stimme wurde kräftiger, da er sprach: „Wir wollen einmal damit aufhören, den Unterschied zwischen alten und neuen Leuten immer wieder herauszustellen. Im alten Dorf sind Köpfe genug, die man ausräuchern sollte, Fehler genug, die uns schamrot machen müssen. Im neuen Dorf sind auch Elemente, die mit auswärtigen Ideen, mit bösen und gefährlichen Absichten den Frieden und die Ordnung untergraben wollen. Aber es sind nur Wenige. Wir wollen uns nun zusammenfinden, alle Gutwilligen, gläubigen, christlichen Bürger und nur einen Unterschied mehr gelten lassen, ob hierher oder ennet dem Bach, einen Unterschied zwischen gut und böse. Ich weiss, wenn wir uns so finden und so zusammenhalten in guten und in leidvollen Tagen, dann bleibt das Böse hier im Dorf in ungefährlicher Minderheit und das Gute wird lebendig und stark und kann



wieder und wieder und immer wieder zu neuen Werken antreten. Gebe uns Gott der Allmächtige seinen Schutz und den rechten Sinn, die Treue und Liebe zu echter Freundschaft. In diesem Sinne übergebe ich diese neue Brücke im Auftrag der Behörden und des Volkes dem Verkehr. Im Namen Gottes, Amen!“

Die Bauern und die Dörfler, die Handwerker und Arbeiter, die Frauen und Kinder von hierhar und ennet dem Bach, alle stimmten freudig ein in die frohen und begeisterten Zurufe, die weit über die Matten und Wälder hinhalten und die von den munteren Klängen der Musik aufgenommen und weitergetragen wurden. Ein frohes Festen und glückliche Einigkeit hob an. Die Fahnen wehten und bauschten sich im leichten, warmen Wind, die Lieder vom Frühling, vom Lieben und vom guten Kameraden stiegen aus freudigen Herzen auf, und die Gläser klangen bis in die späte Nacht: „Zum Wohl, mein Freund! Zum Wohl auf gut eidgenössische Freundschaft und Treue!“

Anderntags wurden die Fahnen eingezogen. Die hohen Stangen bei der neuen Brücke blieben stehen. Der Wind surrte um sie. Die Sonne färbte sie dunkel und warf Spalte auf. Der Regen rann an ihnen herab und bog sie ein wenig. Sie sahen den Verkehr Tag und Nacht über die Brücke strömen. Sie sahen den weiss schäumenden Wildbach toben und ohnmächtig an die starken Mauern donnern. Er musste trotz dem Gischen und Rollen und Wüten unten durch.

### **Wenn die Böllerschüsse krachen und die Orgel braust.**

Aber im Herbst kam am frühen Morgen, bevor die Sonne hinter den Zacken der Berge aufstand, ein junger Mann zu den Stangen und zog die Fahnen auf. Die frühen Kirchgänger staunten. Was ist denn heute für ein Fest? Die Zeitung hatte nichts gemeldet, das Amtsblatt nichts. Was sollte nun das bedeuten? Wartet nur, liebe, gwunderige Frühaufsteher, bleibt nur an der Strasse stehen. Bald kommt ein schönes Automobil, mit weissen Blumen und Girlanden und fährt unter den Flaggen durch, fährt ennet den Bach hinüber. Und wer sitzt in dem feinen Wagen, flott gekleidet mit weissem Kragen und schickem Hut und lacht wie der Vollmond? Baumeis-

ters Toni! Er fährt mit Chauffeur, sitzt am hinteren Fenster und grüsst wie ein Pascha aus dem Märchenland. Husch, husch, vorbei, ein blaues Rauchwölklein, eine leichte Staubfahne und schon verschwunden.

Der Wagen führt zu den neuen Häusern. Bremsen und Räder knirschen im Sand. Schon fliegt die Haustüre auf und ein frohes Mädchenlachen begrüsst den Toni, der in zwei Sprüngen im Haus verschwindet. „Wo, wo ist's, wo muss ich hin?“ „Da, geh nur, mach nur auf, sie sind schon bald bereit“, flüstert Vera im langen, blauen Seidenkleid. Toni öffnet die Türe zum grossen Schlafzimmer und sieht Hanneli vor dem Spiegel stehen. Herrlich im weissen Kleid, im wogenden, luftigen Schleier, ein glückliches Lächeln im Gesicht, die Hände erhoben, zwingt es die wilden Locken unter den Myrtenkranz. Das gibt ein Begrüssen und Umfängen, ein ängstliches Wehren, dass keine Falte zerdrückt, kein Bändchen verschoben wird.

Da stehen Vater und Mutter mit Freude und Wehmut feierlich in zu engen Kleidern. Blumen im Knopfloch, Blumen am Seidenkleid, Blumen noch der Braut in die Arme. Ein Blick noch zurück in die Zimmer, in alle Türen, ein Blick zurück in die Mädchenzeit und die Stiege hinunter, drei Schritte durch den Garten, da steht der Wagen mit weit offener Türe und zurück geht die Fahrt. Hinauf zu den wehenden Fahnen, hinauf und über die Brücke hin. Da kracht es von Böllerschüssen. „Deine Brücke, Du Lieber, führt uns ins Glück“, sagt Hanneli, hält eine Hand und neigt sein Gesicht in die Blumen hinein. Volle, tiefe Atemzüge nimmt es vom betörenden Duft der weissen Rosen.

Junge Burschen und Kinder versperren den Weg. Auf seiner Brücke muss er stehen bleiben und sich die freie Fahrt erkaufen, der Toni. Gern wirft er die Franken unter die schreiende Schar. Hat ihn mehr gekostet die Brücke an Schweiss und Sorgen als diesen ersten Brückenzoll und mehr gefreut. Und nun geht's heim. Dort sind die Eltern und Geschwister, die Gäste und Verwandten schon in die Autos gestiegen. Ein Wagen nach dem andern rollt hinter ihnen her. Durch das Dorf, vorbei an den offenen Fenstern und scharfen Augen, vorbei an den roten Asten und Geranien hin zur Kirche. Die Sonne lacht in die hellen Kleider und schwar-

zen Männer hinein. Die Orgel braust. Das grosse Portal ist aufgestossen. Der Zug verschwindet im heiligen Raum.

Dort im Chor inmitten von Blumen knien sie auf gepolstertem Stuhl. Würdig und ernst hallen die Worte des Pfarrers über ihre Köpfe hin zu den aufmerksamen Betern. Fast scheint es, als ob der Pfarrer mit besonderer Liebe den Segen der Kirche über das Haupt des jungen Mannes erteilt. Wer weiss, ob nicht mitten in der feierlichen Handlung des Priesters Gedanken zurückfliegen in den kalten Winterwald jener Nacht, da sie im Dunkel und Schneewind Freunde geworden. Zwei „Ja“, ein helles, jubilierendes und ein festes, überzeugtes, steigen aufeinander auf und finden sich oben in den hohen Bogen des alten Gewölbes.

Und wieder braust die Orgel und wieder formt sich der Zug, schreitet gemessen die hohe, breite Stiege Stufe um Stufe hinab in den Jubel und das Rufen der Kinder hinein. Diese drängen sich um die Braut und die Gäste, um die Frauen, die lachende Glückwünsche bringen. Langsam fährt Wagen um Wagen davon, blumengeschmückt und begleitet vom Jubel der Kinder.

Wo fahren sie denn hin? Am Wirtshaus, am grossen Saal vorbei, hinaus aus dem Dorf? Und biegen in den schmalen Feldweg ein, hinüber zum Waldrand. Dort steht ein nigelnagelneues Haus in weissem Verputz mit braunen Läden, flacher Giebel, breite Fenster, eine Laube aus dunklem Holz. Ein junger Rasen und rote Astern den Hausmauern nach. Und was steht da zwischen Wald und Haus? Eine Reihe von Tischen, ein Berg von Tellern und Gläsern und dahinter Männer. Toni kennt sie zuerst, es sind seine Arbeiter. Mit einem prächtigen Jodellied begrüssen sie das glückliche Paar. Dann kommen sie herzu und bringen ihre Glückwünsche dar.

Hier auf dem eigenen Grund beim neuen Haus, das ihnen Wohnstatt und Heimat wird, unter dem tiefblauen Himmel und den weissen, dickbäuchigen Schönwetterwölklein, im Schatten uralter, mächtiger Bäume feiern sie nun das erste Familienfest, verbunden durch das glückliche Paar, die Leute von hierher und ennet dem Bach.

## Wie die Liebe lebt.

Ein Jahr ging vorüber mit Frost und Sturm, mit Sommer und Blumen und Ernte der herrlichen Früchte. Und noch ein Jahr ging vorbei.

Bethli kam heim. Seine Ausbildungszeit, seine Arbeit im Spital und in der Kinderklinik war beendet.

Bethli war schlanker, schien grösser geworden. Sein Gesicht hatte einen gediegenen, festen Ausdruck bekommen, klar und bestimmt waren seine Antworten, frei sein Blick und so voller Güte. Wie gross war die Freude der Mutter, wie stolz war der Vater! Wie sassen sie zusammen um den Tisch und wollten zuhören und erfahren, von den Operationen, den schweren Unfällen, den wunderbaren Heilungen und von dem, was die kranken Mütter in schweren Stunden erzählt haben. Bethli berichtete so interessant, dass alle mit offenem Munde um den Tisch sassen, die Arbeit, den Stall und die Küche vergassen. Die Sonne schien in die Stube. Bethli war müde. „Am Sonntag erzähle ich Euch weiter. Jetzt muss ich schlafen, einen Tag und eine ganze Nacht und noch einen Tag schlafen.“ Mit einer grossen Freude stieg es in sein Mädchenzimmer hinauf. Mit dem glücklichen Bewusstsein, jetzt ist ein Ziel erreicht, schlummerte es selig ein.

Aber die lieben Menschen im Giebelhaus freuten sich umsonst auf das ergiebige Erzählen am Sonntag. Schon anderntags kam ein Telefon von Hanneli. Es habe gehört, Bethli sei heimgekommen. Ob es nicht für ein paar Tage zu ihm kommen könne. Ein kleines, liebes Töchterli sei bei ihnen eingekehrt. Hanneli sei unbeholfen in der Pflege und habe noch eine Erkältung und ein wenig Fieber.

Bethli packte sein Kofferli und zog an den Waldrand ins schöne Haus. Welch ein herziges Kindlein lag dort in der Wiege, mit zarten Rosabacken, hatte Fäustchen mit winzigen, zerbrechlichen Fingerchen und schrie schon so laut, fast gar wie der Toni. Hanneli staunte, wie sicher Bethli die Pflege besorgte, wie taktvoll und klug es alle Schwierigkeiten anpackte, wie zart seine Hand geworden war. Und wie diese Hände beruhigen und die Schmerzen lindern konnten.

Die beiden Freundinnen hatten nun Zeit, ihre Erlebnisse der vergangenen Jahre zu besprechen. Hanneli schaute mit grosser Freude zu, wie Bethli sein Kindlein wickelte und pflegte, wie es das süsse Leben in die Arme schloss und so entzückend mit ihm plauderte. Einmal, da Bethli mit dem Kind in den Armen spielte, fragte es: „Bethli, sag mir, bist Du glücklich?“ Bethli wendete seinen Blick nicht vom herzigen Kinde ab. „Ja, das kann ich sagen. Ich bin glücklich. Ich kann so viel Liebe verschenken. Ich danke Gott, dass er mich so geführt hat.“

Wie eine grosse Sensation flog von Haus zu Haus die Kunde, Bethli sei zurückgekommen, sei eine tüchtige, gut ausgebildete Pflegerin geworden. Zu ihm hatten ja vorher schon alle Leute Vertrauen gehabt. Nun wuchs dieses Vertrauen ins grenzenlose. – Wenn Bethli durch die Dorfstrasse ging, kam es vor, dass eine Frau aus dem Fenster rief: „Bethli, komm doch bitte einmal schnell hinauf, mein Bub hat sich am Auge verletzt.“ Ein andermal wollte es Einkaufen gehen und kam nicht mehr zurück. Ein Mann hatte es gesucht und gleich von der Strasse weg mitgenommen zu seiner kranken Frau. So lebte Bethli, teilte Liebe aus, half in Unglück und Not, tröstete und linderte, wo es hinkam. Wenn es vom alten Dorf hinüber zu den neuen Häusern schritt oder zurück, wenn es von einer Pflege zur andern Hilfe eilte, konnte man keinen besseren Ausdruck finden als zu sagen: „*Die Liebe geht über die Brücke.*“

Bethli blieb einfach und tapfer. Es scheute sich nicht, in grobe und strenge Arbeit hineinzugreifen. Da wo Not war, tauchte Bethli auf. Der Arzt holte es einmal mitten in der Nacht. Er hatte in einem Arbeiterhaus die Mutter von neun Kindern weg in den Spital nehmen müssen. Bethli stand dort am Morgen vor dem Herd, züpfelte den Mädchen die Haare, kochte das Frühstück, wusch die Buben, packte dem Mann das Essen ein, all das gewandt und sicher und mit einem lieben Klaps auf die rote Bubenbacke. Dann nahm es Schrubber und Besen in die Hand und holte nach, was die kranke Frau versäumen musste. Jeden Abend flickte es bis zu später Stunde.

Einmal kam der Mann verspätet von seiner Arbeit heim, erst in der Nacht. Bethli stellte ihm das Essen auf und flickte weiter. Bedäch-

tig und gemütlich ass der Mann und fing dann an zu reden: „Ja, wenn meine Frau auch so nähen könnte.“ Bethli schwieg. Nach einer Weile fuhr der Mann fort: „Ja, wenn meine Frau auch so Sorg hätte zur Sach und auch so schön flicken würde.“ Bethli schwieg. Dann fing er wieder an mit rühmen: „Ja, wenn meine Frau auch immer so schön aufgeräumt hätte jeden Abend und zuechgeschaffed, das wäre schon ein dabei sein.“ Bethli schaute von seiner Arbeit auf, stufte mit der Nadel in des Mannes Hand, die eben gerade vor ihm auf dem Tische lag und sagte: „Peter, sei Du zufrieden mit Deiner Frau und schimpf nicht. Schau Deine neun Kinder an, wie sie gesund sind, und wie bisher immer für sie gesorgt wurde. Das hat Deine Frau getan und lieber an sich, als an den Kindern gespart. Lieber die Kinder als sich geschont. Und sie hat Dir doch auch immer ein freundliches Gesicht gezeigt, auch wenn sie zum Umfallen müde war, auch wenn es ihr mehr ums Heulen als ums Lachen war. Peter, geh ins Bett und sei zufrieden, wenn sie bald wieder kommt.“ Peter aber meinte: „Ja Dir gehorchen die Kinder auch schöner und besser. Nie haben sie der Frau so geholfen und geschafft.“

Im selben Augenblick ertönt von oben ein fürchterliches Gepolter und Geschrei. Bethli rennt hinauf. Fünf Buben am Boden hauen aufeinander los. Bethli muss nicht nur allen Ernst und auch alle Kraft zusammennehmen. Aber im Nu sind sie in ihre Betten verteilt. Bethli geht hinunter und flickt weiter. Der Mann ist verschwunden.

Spät in der Nacht geht es nochmals in die Bubenkammer hinauf und dann zu den schlafenden Mädchen hinüber. Wie sie daliegen, die Kleinen, so selig schlummernd, wie rotbackige Engelein. Bethli schaut über die Kinder hin und sagt: „Mein lieber Gott, da hast Du mir ja eine ganze, grosse Familie geschenkt. Ein Glück und eine Herrlichkeit.“

Im Winter war Bethli einige Wochen lang auf Pflege weit oben in einem Bergheimen. Abgeschlossen von aller Welt in der Ruhe der stillen Bergeinsamkeit. Da kam in entsetzlicher Aufregung eine Nachbarsfrau hergelaufen und verlangt das Bethli, es solle doch auch um Gottes willen schnell zu ihnen hinüber kommen, der kleine Bub sei am Erstickten. Den Doktor könne man nicht rufen, der

könne ja nicht fahren bei dem hohen Schnee. Bethli eilte hinüber. Und fand den fünfjährigen Buben schon himmelblau. Er sass im Stuhl und verdrehte die Augen. Die aufgeregte Mutter rannte in der Stube umher wie eine Tanzmaus, griff nach diesem und jenem und wusste nicht mehr was sie tat. Der Bub habe mit Haselnüssen gespielt, er müsse wohl eine verschluckt haben. Was tun? Bethli schickte die Mutter hinaus. Es konnte nicht lange in einem Doktorbuch nachschauen, konnte nicht schnell dem Arzt anrufen, das nächste Telefon war eine Stunde weit entfernt.

Bethli rief alle Nothelfer an und unternahm dann das, was ihm eben einfiel. Es verlangte Öl, mischte es mit einer eckligen Flüssigkeit und zwang den Knaben, diese Mischung zu trinken. Es liess nicht locker, bis er einige Schlücklein hinunter gewürgt hatte. Strampelnd und mit den Händen um sich schlagend wehrte sich der Bub, dann wurde er plötzlich still. Ruckweise fing das Erbrechen an, und mitten im Husten und würgen tat der Bub einen tiefen Atemzug, die Haselnuss schon zwischen den Zähnen. Und wieder atmete er lange und tief: „Du, Bub, Du Sapermost-Bub, Du bist gerettet, gib die Nuss heraus.“ Die Nuss kam zum Vorschein. Die blauen Lippen wurden rot. Die Tränen versiegten. Ruhig atmend lag er dem Bethli in den Armen. Welch ein Glück!

Nun schaute Bethli voll Liebe den herzigen Bub an. Es zog ihn an sich und hob ihn dann in seiner grossen Freude bis an die Decke empor und sagte: „Jetzt bist Du mein Bub, jetzt habe ich Dir Dein verlorenes Leben wieder gegeben. Jetzt bist Du mein Kind.“

– Ende –

